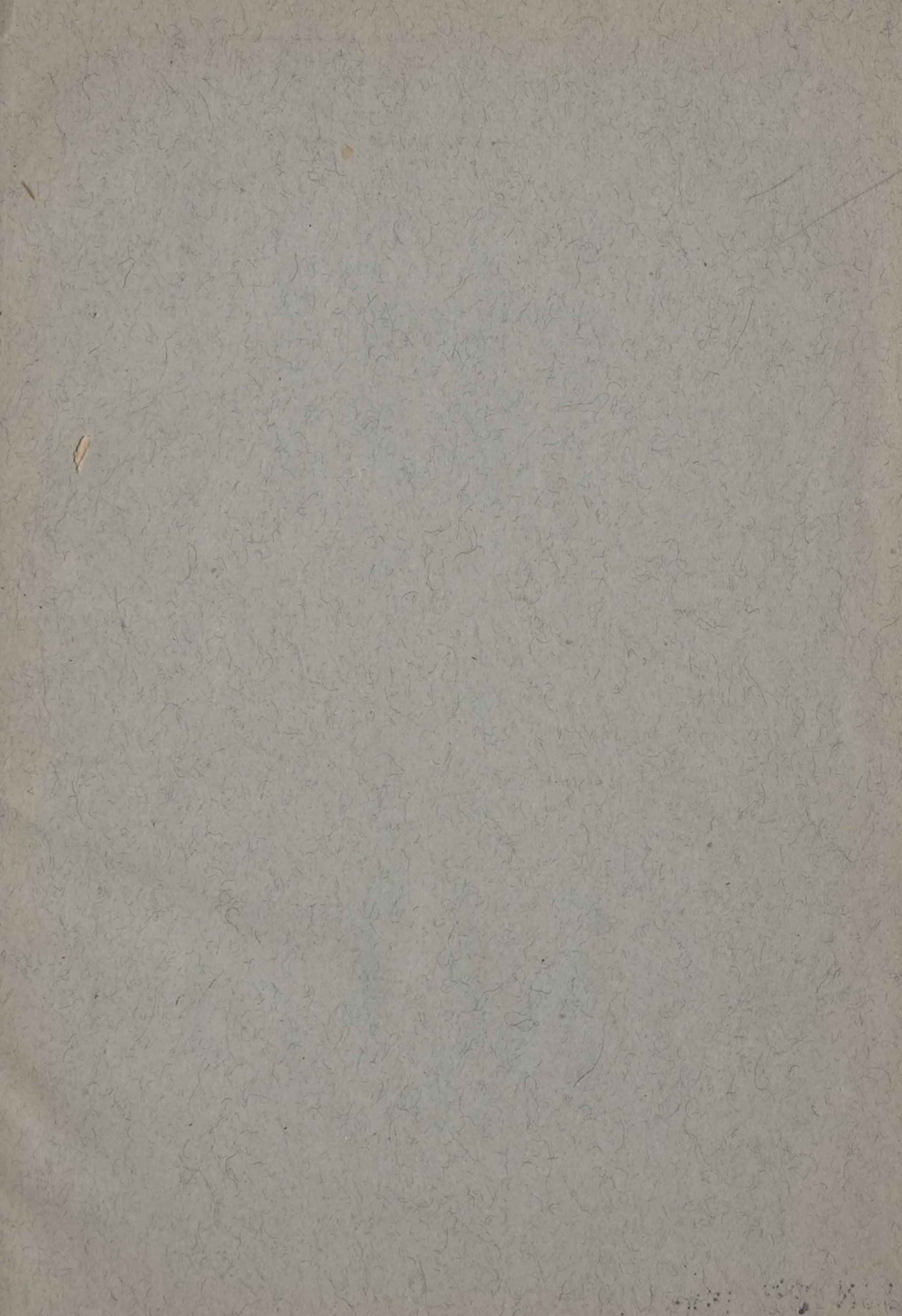
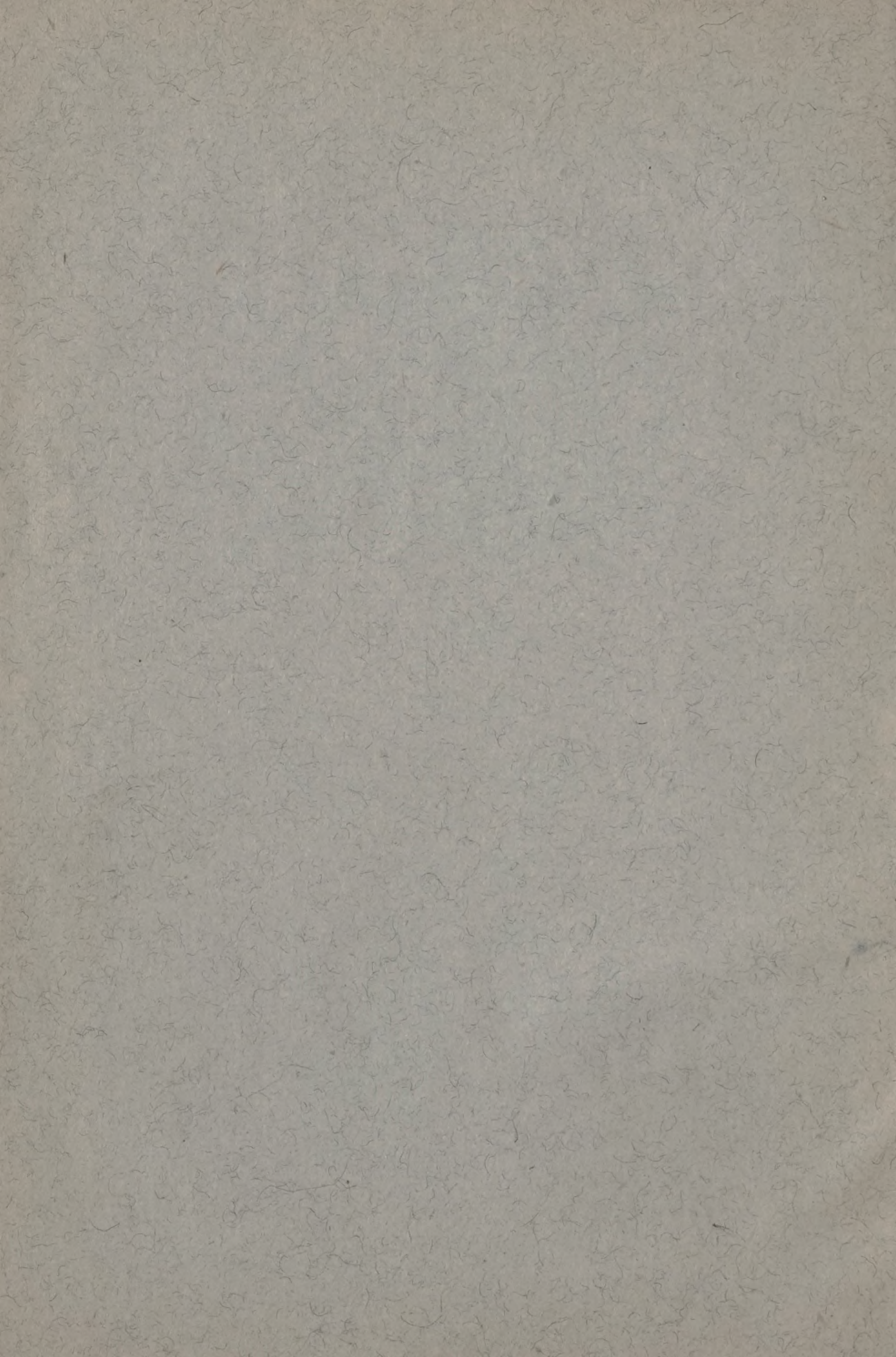


Deutsche Evangelische
Jugend-Bibliothek.

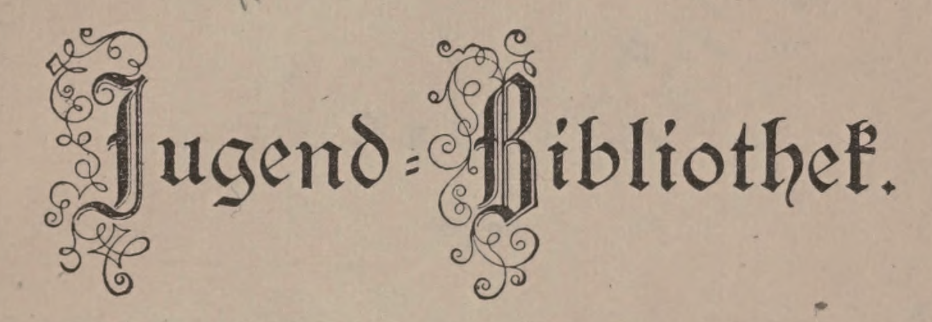
Erstes Bändchen.







Deutsche - Evangelische



Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Erstes Bändchen.

Zu beziehen durch

R. Wobus, P., St. Charles, Mo.

Aug. Wiebusch & Son Printing Co., St. Louis, Mo.

Inhalt.

Der lahme Anton,

oder:

Der Schatz im irdenen Gefäß.

Warum so traurig, mein Kleiner?"

Ein Knabe saß an der Seite des Weges, auf einem niedrigen Grasabhang, und sein Blick war unverwandt in die Ferne gerichtet, wo ein blondhaariges, achtjähriges Mädchen rastlos in einer großen Wiese hin und her lief, sich dann und wann bückend, um Feldblumen zu pflücken. Sie hielt schon einen großen Strauß in der Hand, und ihr Gesichtchen leuchtete vor Freude. Hell schien die Sonne, der Himmel war blau und wolkenlos, lustig schmetterten die Vögel ihr Morgenlied, die Natur hatte ihren Frühlingsschmuck angelegt, alles jubelte und freute sich seines Lebens, nur der kleine Anton sah unglücklich aus. Er hatte die herannahenden Schritte nicht gehört und zuckte zusammen, als die Worte sein Ohr trafen: „Warum so traurig, mein Kleiner?"

„Ach der Herr Pfarrer!" Das Kind griff rasch nach seinen Krücken, um sich zu erheben.

„Bleibe du nur ruhig sitzen," sagte der Herr gütig, seine Hand auf des Knaben Schulter legend, um ihn am Aufstehen zu verhindern; „ich will diesen Platz neben dir

einnehmen, und dann können wir ein wenig plaudern. Gehörst du ins Wirtshaus dort?" fuhr der Pfarrer fort, auf ein kleines Gebäude deutend, welches eine kurze Strecke zur Linken jenseits des Weges stand.

„Ja, dort wohne ich," entgegnete das Kind.

„Bist du Gretchens Bruder? Ich wußte es nicht, daß der Wirt zwei Kinder habe!"

„O nein," antwortete Anton, „ich bin ihr Kind nicht; die Wirtin ist meine Tante. Ich habe keine Eltern mehr, — niemanden in der weiten Welt, der mich lieb hat."

„Mein armes Kind!" Warmes Mitgefühl erfüllte des Pfarrers Brust. Aus des Knaben großen, schwarzen Augen sprach ein tiefer Schmerz, und Thränen hingen an den langen Wimpern; bei den teilnehmenden Worten leuchtete es aber in dem sonnverbrannten Gesichtchen auf.

„Du sehnst dich wohl nach Liebe?" fragte der Herr weiter, seine Hand auf des Kindes schwarzes Lockenhaar legend. Der kleine Anton faltete die Händchen, und seine Augen strahlten bei dem bloßen Gedanken: „Ach, wenn jemand mich nur herzen und küssen wollte, wie der Onkel es bei dem Gretchen thut, wenn er sie seinen Liebling nennt."

„Herzen und küssen dich denn deine Tante und dein Onkel nie?"

„O nein, sie zanken mich nur und nennen mich „den lästigen, nutzlosen Krüppel!" Und doch kann ich nichts dafür, daß ich lahm bin und deswegen nicht arbeiten kann. O, ich möchte so gerne herumlaufen wie Gretchen!"

„Das wünschtest du wohl eben, als du deinem Bäschen zusahest?"

Der kleine Anton nickte eifrig mit dem Köpfchen: „O ja, das muß sehr schön sein, und dann würde ich arbeiten, und der Onkel und die Tante hätten mich vielleicht lieber! Sie sagen jetzt oft, es sei schrecklich, einen solchen Bengel füttern zu müssen, der nichts thun kann, und das dürfe nicht mehr so fortgehen!"

„Sind deine Eltern schon lange tot?"

„Der Vater starb vor vier Jahren, als ich lahm wurde; er fiel von der Leiter herunter und brach das Genick." — —

„Du warst wohl mit auf die Leiter gestiegen?"

„Ja, er hieß mich, ihm einen Korb hinauftragen; ich war aber noch nicht weit oben, als die Leiter hinfiel, und ich kam mit den Füßen darunter. Sie trugen mich in das Haus, an dem der Vater das Dach flickte; ich hatte viele Schmerzen und mußte lange liegen, und als ich endlich aufstand, da konnte ich nicht mehr gehen und bekam die Krücken. Ich hörte, wie die Leute sagten, der Dorfdoktor habe es nicht verstanden, und es nicht recht gemacht, deswegen sei ich lahm geworden."

„War das in eurer Heimat?"

„O nein, wir waren nirgends zuhause."

Solange Anton zurückdenken konnte, war er mit den Eltern von Ort zu Ort gezogen; er erinnerte sich noch deutlich des mit grauer Leinwand überzogenen Wagens, worin er nachts gelegen hatte. Fanden die Eltern in einem Städtchen oder Dorfe Arbeit, dann blieben sie wochen-, ja monatelang ruhig; der Vater besserte an den Bauernhäusern die Strohdächer aus, oder er und die Mutter flickten den Leuten die Körbe. Oft dienten die Eltern auch um Tage-

lohn, wenn es Feldarbeiten gab; dann blieb die Tante bei den Kindern zurück. Diese zog damals mit ihnen herum, denn sie war noch unverheiratet. Dem kleinen Anton und seinem Schwesterchen, welches seitdem gestorben war, schienen die Tage immer sehr traurig, wenn die Mutter von morgens bis abends fortging; denn die Tante war nicht so lieb und zärtlich wie jene, sondern gab ihnen manche Ohrfeige, manchen Schlag, und sie konnten ihr nichts recht machen. Wie hatten die Kleinen sich alsdann auf den Abend gefreut, und kehrte die gute Mutter zurück, dann verließen sie dieselbe nicht mehr vor Schlafengehen, sondern folgten ihr nach auf Schritt und Tritt wie kleine Hunde.

Anton war sechs Jahre alt gewesen, als das Unglück geschah, welches ihm den Vater raubte und ihn selbst zum Krüppel machte. Die Familie hatte viele Wochen in dem Dorfe zugebracht und war auch da bekannt, denn seit Jahren kehrten die Eltern jeden Sommer dort ein. Der kleine Anton erinnerte sich, wie bitterlich die Mutter weinte, als der Vater so plötzlich starb; sie hatte vorher gehustet, seitdem sie sich einmal erkältet; nun wurde sie aber immer kränker. Damals hatte Anton auch den neuen Onkel bekommen, welcher Flickschuster war, und der nun mit ihnen herumzog und in den Städten und Dörfern sein Handwerk trieb. Jetzt gingen der Onkel und die Tante auf Arbeit aus, und die Mutter blieb bei ihren Kindern zurück, denn die arme Frau wurde immer schwächer und schwächer und konrte endlich kaum die Körbe flicken, welche man ihr brachte. Zwei Jahre waren es her, seit Anton an dem Grabe gestanden, in welches man seine geliebte Mutter gelegt hatte; sein Schwesterchen starb mehrere Monate vorher

an einer Kinderkrankheit. Der Onkel war Witwer gewesen, als er die Tante heiratete und Gretchen hatte eine Stiefmutter bekommen.

Solange noch die Familie in der Welt herumzog, machte der Onkel und die Tante dem kleinen Anton keine Vorwürfe, denn der Wagen und das Pferd waren das Eigentum seiner Eltern gewesen, und so durften sie dem Knaben das Recht nicht absprechen, das Fuhrwerk zu benutzen. Im vergangenen Herbst waren sie nach Golderding gekommen, da hatte Kaspar Wolfert, Antons Onkel, das Glück gehabt, dem Grafen und der Gräfin Sponding, welche ein schönes Schloß in der Nähe des Orts besaßen, das Leben zu retten. Bei einer Ausfahrt waren die Pferde scheu geworden und liefen davon; umsonst versuchte der Graf sie aufzuhalten. Neben ihm saß seine totenbleiche Frau, und entsetzt sahen beide dem Augenblicke entgegen, wo sie mit dem Wagen in den Abgrund hinunterstürzen würden, dem die rasenden Pferde entgegenjagten. Da kam Kaspar des Weges daher; die Gefahr nicht achtend, sprang der große, starke Mann auf die Pferde zu, brachte diese zum Stehen, als sie dem Rande des Abgrundes nahe waren. Das gräfliche Paar wünschte seine Dankbarkeit dem Lebensretter zu beweisen, und da gerade damals der frühere Wirt das Gasthäuschen hatte verkaufen wollen, streckte der Graf dem Kaspar das Geld vor, welches dieser allmählich, wenn die Geschäfte gut gingen, zurückbezahlen sollte. Das kleine Gebäude stand in der Nähe eines wunderschönen Wasserfalls, welcher weit und breit berühmt war, so daß im Sommer viele Leute herkamen, um ihn zu besuchen. Alle ruhten gern in der Wirtschaft aus und ließen sich Erfrischun-

gen geben; also durfte man hoffen, daß Kaspar Wolfert sich mit der Zeit viel Geld verdienen könne. Er hatte den mit Leinwand überzogenen Wägen und das Pferd gut verkauft und die Summe für Anton aufheben wollen; aber dessen Tante meinte, sie hätten den Knaben nun vier Jahre gefüttert und folglich viel mehr für ihn ausgegeben, als der Verkauf des Fuhrwerks eingebracht habe. Nur widerstrebend gab Kaspar nach, denn sein Gewissen sprach laut dagegen. Er würde auch den kleinen Anton nicht so hart behandelt haben, wenn seine Frau ihn nicht immer gegen den Knaben aufgehetzt hätte. Sie fühlte kein Erbarmen mit dem unglücklichen Kinde ihrer verstorbenen Schwester und zeigte ihm bei jeder Gelegenheit, daß sie ihn gern losgeworden wäre.

Der Kleine hatte seine Erlebnisse dem Pfarrer mitgeteilt, nachdem dieser ihn dazu aufgefordert.

„Liebt denn Gretchen dich nicht?“ fragte der Geistliche, „ich kann mir nicht denken, daß sie hart gegen dich sein könnte, sie scheint ein so liebes, sanftes Kind zu sein.“

„O nein, sie war nie hart; aber sie bekümmert sich nicht um mich; ich glaube, die Tante hat dem Gretchen so viel Schlechtes von mir erzählt, daß sie sich ein bißchen vor mir fürchtet.“

Der Pfarrer sah nachdenklich vor sich hin. „Als du vorhin sagtest, dich habe niemand lieb,“ redete er endlich den Knaben an, „da irrtest du dich. Jemand hat dich lieb, sehr, sehr lieb.“

Rasch hob Anton das Köpfchen; in seinen großen, ausdrucksvollen Augen las der Herr die Frage, welche das Kind so gerne beantwortet haben wollte.

„Deine Eltern hast du verloren, mein armer Kleiner,“ sagte der Pfarrer; „aber du hast einen Vater, der immer bei dir ist.“ — —

„Meinen Sie den lieben Gott?“ frug das Kind mit angehaltenem Atem.

„Ja, den meine ich.“

„Glauben Sie, daß Gott mich wirklich lieb hat, obgleich ich ein lästiger, nutzloser Krüppel bin?“

In des Pfarrers Augen schimmerten Thränen, und seine Lippen zitterten: „Gerade, weil du ein Krüppel bist, mein Kind, deswegen liebt er dich mehr als andere — —“

Anton verstand dies nicht recht. Der Pfarrer schwieg ein paar Augenblicke; er hätte dem armen Kinde so gerne den Trost gewährt, welchen es so nötig brauchte. Endlich blitzte es in seinem Gesichte freudig auf. „Als ich neulich in der Wirtsstube war,“ sagte er, „da kam die Gräfin Sponding angefahren; sie wollte hören, wie es dem Onkel und der Tante gehe, und sie ließ sich auch Gretchen holen —“

Anton nickte eifrig mit dem Kopfe. „Ja, ich befand mich hinter der spanischen Wand und sah zu; ich hatte mich herbeigeschlichen, weil ich so gern wissen wollte, wie eine wirkliche Gräfin aussehe. Ich dachte, die müsse anders sein als die übrigen Leute, und war ganz erstaunt, daß sie keine Krone auf dem Kopfe trug, wie die schöne goldene, welche auf ihrem Wagen gemalt ist“ — —

„Da sahst du auch,“ unterbrach ihn der Pfarrer hastig, „daß sie dem Gretchen eine Puppe mitbrachte?“

„O ja, eine wunderschöne; eine so prächtige hatte ich noch nie gesehen! Solche haben wohl die kleinen Gräfinnen immer?“

„Ja, es war eine prächtige Puppe; wie häßlich sah dagegen die aus, welche Gretchen in den Armen hielt, ganz zerlumpt waren die Kleider, und — — —“

„Ja, und sie hat beide Beine verloren; die ist schlimmer daran als ich, denn ich habe meine noch.“

„Als Gretchen die neue Puppe erblickte,“ fuhr der Pfarrer fort, da strahlten ihre Augen, und ihr Gesichtchen war wie lauter Sonnenschein; ihre kleinen Lippen fanden vor freudiger Überraschung keine Worte, ihren Dank auszusprechen. „Ich sehe, daß sie dir gefällt!“ sagte die Gräfin, „nun kannst du die alte häßliche Puppe wegwerfen,“ und die Dame wollte diese nehmen, um sie beiseite zu schleudern. Entsetzt ließ Gretchen die neue Puppe fahren, griff mit beiden Händchen nach dem Liebling und drückte ihn ans Herz. „Meine Bertha gebe ich nicht her,“ sagte sie, „die ist mir doch das Liebste; gerade weil sie die Beine verloren hat, muß ich sie lieber haben und sie besser hüten.“ Und Kaspar Wolfert erzählte mir später, daß das Kind sich den Rest des Tages keinen Augenblick von ihrer alten Puppe getrennt habe; es schien, als ob es dem warmen Herzchen Bedürfnis sei, dem Liebling seine Liebe noch deutlicher zu beweisen, nachdem man ihn so beleidigt hatte. Als Gretchen abends eingeschlafen war, hielten ihre kleinen Hände noch immer die lahme Bertha fest umschlungen. Siehst du jetzt, Anton, was ich dir sagen wollte: So ist es auch bei Gott, er liebt alle Menschen; aber die Unglücklichen sind seinem Herzen noch näher, und sein Wunsch ist noch größer, sie zu trösten und ihnen zu helfen.“

Antons vorher so traurige Augen strahlten jetzt wie verklärt, und seine Lippen lächelten.

„Du verstehst mich, nicht wahr, mein Kind?"

„Ja, ich brauche nicht mehr unglücklich zu sein," entgegnete der Knabe, „obgleich ich ein armer Krüppel bin, denn Gott hat mich doch lieb."

Der Pfarrer streichelte des Kindes Wange. „Arm bist du auch nicht," sagte er gerührt.

„Nicht arm?" Antons Augen öffneten sich weit vor Erstaunen; „was habe ich denn?" fragte er. „Nur die alten, geflickten Kleider, die ich trage, und sonst fast nichts, — nur einen Rock vom Vater, den ich bekommen soll, wenn ich größer bin." — —

„Und doch besitzest du einen Schatz, mein Kind, um den mancher dich beneiden könnte. Gott hat dir ein warmes, liebevolles Herz geschenkt, und das ist mehr wert, als alles Gold und alle Edelsteine in der Welt, denn du kannst viele dadurch glücklich machen."

Anton schüttelte den Kopf. „Daraus macht sich niemand etwas!" sagte er kleinlaut.

„Probiere es einmal! Bedenke, daß dir Gott diesen Schatz gegeben hat, damit du ihn so gebrauchst, daß du ihm und deinen Nebenmenschen dadurch Freude machst. Wenn bis jetzt der Onkel und die Tante dich zankten, was thatest du da?"

Anton senkte plötzlich das Köpfchen; „ich ward böse," antwortete er, „und ging ihnen aus dem Wege; ich durfte es ihnen nicht sagen, was ich dachte; aber ich schlich mich hinaus und erzählte es dem Ponto, und wenn der nicht da war, den Vögeln, die um mich herhüpften, wie abscheulich sie seien."

„Erinnerst du dich nicht, daß unser Heiland am Kreuze

für seine Feinde betete! Wenn du, anstatt böse zu sein, ihnen vergeben und ihnen irgend etwas Gutes erwiesen hättest, um Gott dadurch zu gefallen, wer weiß, dann würdest du ihre Herzen vielleicht schon längst erweicht haben. Versprich mir, in Zukunft daran zu denken; willst du?"

Anton faltete die Händchen, wie wenn er sein Gebet hersagen sollte. „Ja, ich will es versuchen, Herr Pfarrer!" rief er.

„Bitte den lieben Gott, dir zu helfen, dann wird es allmählich gehen," lautete die Antwort.

Beide schwiegen einige Zeit. „Du hast eine Harmonika?" fragte der Pfarrer endlich, auf das Instrument deutend, welches neben dem Knaben lag; kannst du sie spielen?"

Freudig bejahte es Anton.

„Wo lerntest du das?"

„Nirgends, das kam von selbst; ich probierte, bis es mir gelang. Letzten Herbst, nachdem wir hier angekommen waren, ging ein Knabe mit seinen Eltern an den Wasserfall, der brachte die Harmonika mit. Er hatte sie gerade zerbrochen, — ein paar Töne gehen nicht mehr, deswegen warf er sie fort; ich hob sie auf und fragte, ob ich sie behalten dürfe; — der Knabe erlaubte es. Seitdem habe ich es immer versucht; wenn die Leute in der Wirtsstube Lieder singen, oder wenn die Musikanten von Golderding schöne Stücke spielen, ahme ich es nach, und wenn es mir gelungen ist, bin ich überglücklich. Es ist nur so schade, daß ein paar Töne nicht gehen; die bringen mich oft heraus." — —

„Du mußt ein ganz besonderes Talent haben, mein Kind," sagte der Pfarrer erstaunt; „möchtest du es gerne besser lernen?"

Anton holte tief Atem, seine kleinen Lippen zitterten so sehr, daß er nicht antworten konnte; aber der Pfarrer verstand ihn doch.

„Der Kantor könnte dir Unterricht geben, und ich werde dir ein neues Instrument kaufen. Kind, warum besuchst du nicht die Schule? Ich sah dich niemals dort, Gretchen kommt immer allein."

„Der Onkel sagt, es sei zu weit; aber ich gehe so schnell mit meinen Krücken, ich glaube, ich könnte die Stadt erreichen!" rief Anton eifrig; „bitten Sie den Onkel, daß er es erlaubt!"

„Möchtest du lesen und schreiben lernen?"

„O so gerne, ich wollte gewiß fleißig sein! Früher ließ mich der Onkel immer viel mit den Krücken herumlaufen, nachdem die Mutter gestorben war; und wenn wir in den Städten und Dörfern blieben, versammelten sich oft eine Menge Leute um uns, die zusahen, wie ich so rasch mit den Krücken hin- und herlief, und da regnete es Pfennige. Zuerst that ich es auch hier; aber die vornehmen Leute sind anders als die geringen, denen gefiel es nicht; sie sagten, sie können es nicht mit ansehen, es sei grausam und ich würde ganz krumm werden, wenn ich so fortführe. Seitdem darf ich es nicht mehr thun, wenn die Leute kommen, darf mich überhaupt vor diesen nicht zeigen; aber die Tante sagte ärgerlich, da solle ich auch nicht in die Schule gehen."

Der Pfarrer sann einige Zeit nach. „Ich will sehen, was sich machen läßt," sagte er; „der Oberbauer fährt jeden Morgen mit seinem Wagen ins Städtchen und kehrt nachmittags zurück; er ist ein guter Mann, vielleicht nimmt er dich mit und bringt dich wieder heim. Dann kommst du

mittags ins Pfarrhaus, und meine Haushälterin wird dir etwas zu essen geben; du hast alsdann nicht weit zu gehen, denn die Schule ist in meiner Nähe. Mit dem Kantor will ich auch sprechen, der wird gewiß dann und wann ein Stündchen haben, wo er sich mit dir abgeben kann."

Ein Freudenschrei entfuhr den Lippen des Knaben; das Glück schien ihm zu groß zu sein, er konnte es kaum fassen.

„Liebst du die Musik wirklich so sehr?" fragte der Pfarrer, des Knaben kleine zitternde Hand ergreifend.

„O, ich kann gar nicht sagen, wie ich sie liebe!" entgegnete das Kind.

„Wunderbar!" murmelte der Pfarrer, „wie oft sah ich, daß, wo Gott ein tiefes Leid schickt, er eine große Freude hinzufügt, damit seine Liebe recht offenbar werde."

Anton verstand die Worte damals noch nicht; er sollte sie aber noch verstehen lernen. Des Kindes Stirne umwölkte sich plötzlich. „Werden der Onkel und die Tante es auch erlauben?" fragte er.

„Laß du mich nur dafür sorgen," tröstete ihn der Pfarrer; „mache dir keinen Kummer darüber."

In dem Augenblicke kam ein großer, grau und schwarz gefleckter Hühnerhund herbeigejagt und sprang an Anton in die Höhe, indem er seine großen Pfoten auf dessen Schooß stützte und seine Schnauze zutraulich an des Knaben Gesicht legte. Der Kleine schlang seine Arme um den Hals des Tieres und drückte dieses fest an sich.

„Wo warst du so lange, Ponto?" fragte Anton; „vorhin rief ich dich oft, und du kamst nicht."

„Gehört der Hund deinem Onkel?"

„Ja, er ist der beste Hund, den man weit und breit finden kann,“ sagte dessen kleiner Freund stolz, „und so gescheit wie ein Mensch; den könnte man alles lehren, obgleich er erst dreiviertel Jahre alt ist.“

Ponto schien seine Lobrede verstanden zu haben, denn dankbar fuhr seine große Zunge über Antons Händchen. Der Knabe hatte sich vorhin geirrt, als er sagte, niemand in der weiten Welt habe ihn lieb, denn Ponto war ihm treu ergeben.

Lächelnd sah der Pfarrer dem Treiben der beiden zu. „Adieu, Anton,“ sagte er dann aufstehend, und dem Kleinen die Hand reichend, „vergiß meinen Rat nicht, dann wirst du erkennen, daß ich recht habe. Du bist kein armer Knabe. Bald sollst du mich wiedersehen, und dann hoffe ich, dir gute Nachrichten zu bringen.“

* * *

Für Anton begann kurze Zeit darauf ein neues Leben; an den Wochentagen holte ihn der Oberbauer jeden Morgen mit dem Wagen ab. Der gute Mann hob ihn dann sanft in die Höhe, setzte ihn auf die hintere Holzbank und drehte sich oft während des Fahrens dem Knaben zu, um diesen zu fragen, ob er bequem sei. — Bequem? — — o, das war viel zu wenig gesagt; schien es doch dem Kleinen, als könne es dem Kaiser nicht besser gehen, als ihm; er hätte mit den Vögeln um die Wette jubeln können! Rastlos schweifte alsdann sein Blick von links nach rechts und dann wieder von rechts nach links. Keine Leinwanddecke hinderte ihn hier am Sehen, und wie viel gab es zu sehen, wie schön war die Welt, und alles hatte der liebe Gott ge-

2

macht! Regnete es, dann deckte ihn der Oberbauer sorgfältig zu, so daß kein Tröpfchen ihn erreichen konnte; aber sein Gesichtchen blieb frei. In der Schule ging es zuerst nicht gut, Anton war schon ein so großer Junge und hatte noch nichts gelernt; aber der Knabe fühlte den ernstlichen Wunsch, seine Pflicht zu thun, und ließ sich keine Mühe verdrießen, — da wurde es mit der Zeit immer besser. Der gute Pfarrer sprach ihm oft Mut zu; selten verging ein Tag, an dem Anton den Wohlthäter nicht sah, wenn er mittags sich zum Essen im Pfarrhause einfand. Kehrte der Knabe nachmittags heim, dann rief er sich immer die Lehren des Geistlichen ins Gedächtnis zurück und war redlich bemüht, sie zu befolgen. Es schien ihm freilich nicht zu gelingen, und was er auch versuchte, schlug fehl, — so glaubte er wenigstens; aber der Pfarrer sagte ihm häufig, dadurch müsse er sich nicht irre führen lassen; denn wenn auch kein Mensch einsehe, wie gut er es meine, Gottes Auge sei immer offen, und diesem zu gefallen, müsse sein Hauptbestreben bleiben.

Über eine Sache zerbrach Anton sich lange den Kopf. Der Pfarrer hatte gemeint, anstatt böse zu werden, wenn der Onkel und die Tante ihn schelten, solle er ihnen Gutes erweisen; aber wie er, ein armer Krüppel, das anfangen sollte, schien unbegreiflich. Oft saß er lange regungslos da und sann nach; aber es wollte ihm nichts einfallen, bis eines Tages, während er grübelte, Ponto auf ihn zugesprungen kam. Da klärte sich auf einmal des Kleinen Gesicht auf, und er jubelte laut, denn ihm war ein glücklicher Gedanke gekommen. Kehrte er jetzt nachmittags zurück, dann beeilte er sich, den Hund zu rufen, und beide bewegten sich dem

Wasserfalle zu, wo sie blieben, bis die Nachiessenszeit herannahte.

Der Sommer war gekommen, täglich mehrten sich die Gäste, und Kaspar Wolfert hatte sehr viel zu thun; wußte er doch kaum, wie er mit Hilfe seiner Frau die Arbeit verrichten könne. Das Wetter war ungewöhnlich trocken und beständig, und bot zu Ausflügen fortwährende Gelegenheit.

Gretchen war schon längst auf Antons Treiben aufmerksamer geworden; sie begriff nicht, was der kleine Vetter jeden Tag nach seiner Rückkehr aus der Schule mache. Eines Abends beschloß sie, ihm zu folgen. Die Sonne ging eben unter und warf einen roten Schimmer auf den Wasserfall, so daß der Silberschaum desselben rosig leuchtete. Schon von ferne hörte die Kleine wunderschöne Töne, welche sie mächtig anzogen, so daß ihre Schritte immer rascher wurden. Um eine Ecke biegend, sah sie Anton auf einer Bank, dem Wasserfall gegenüber sitzend, er hielt eine Harmonika, welche er spielte. Die dunkeln Augen des Knaben waren dem Abendhimmel zugewandt und strahlten mit diesem um die Wette; ein glückliches Lächeln verklärte das blasse Gesichtchen. Zu Antons Füßen lag Ponto ausgestreckt, mit erhobenem Kopfe blickte er unverwandt den Knaben an. Gretchen schlich sich näher, mit den Fußspitzen auftretend, damit sie den kleinen Künstler nicht störe.

Als sie ihn beinahe erreicht hatte, ließ Anton das Instrument in den Schoß sinken. „O, wie schön war das!" sagte Gretchen, tief aufatmend.

Anton zuckte zusammen, er schien mit seinen Gedanken weit fortgewesen zu sein.

„Wo hast du die Harmonika her? Die ist ja funkelnagelneu!“ fragte Gretchen; „deine frühere war ja alt und zerbrochen.“

Anton hatte das Kleinod sorgfältig behütet, da er Angst gehabt hatte, die Tante könne es ihm wegnehmen. „Der Herr Pfarrer schenkte sie mir, und er bat auch den Herrn Kantor, mir Unterricht zu geben.“

Gretchen öffnete die dunkelblauen Augen weit. „Du hast Musikstunden?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, zweimal in der Woche, Mittwochs und Samstags, nachdem ich beim Herrn Pfarrer gegessen habe. Zuerst wollte der Herr Kantor mir nur eine geben, aber dann bot er selbst eine zweite an. Er sagt, ich könne es noch weit bringen; es wäre nur schade, daß ich kein anderes Instrument hätte, zum Beispiel eine Violine.“

Gretchen sah ihren Vetter ehrfurchtsvoll an. „Wer hätte das gedacht!“ sagte sie.

„Ja, nicht wahr?“ entgegnete Anton demütig; „ich bin ein so armer Krüppel; aber der Herr Pfarrer sagt, gerade deswegen hätte mir der liebe Gott die große Freude gegeben. Weißt du, Gretchen, was ich kürzlich so oft gedacht habe? — Aber du mußt es keinem Menschen sagen, hörst du?“

„Nein, Anton, ich verspreche es!“

„Wenn ich groß bin, kann ich Musikant werden, dann ziehe ich herum und verdiene Geld, denn die Leute werden mir gewiß aus Mitleid etwas geben.“

Gretchen schüttelte das kluge Köpfchen: „Bedenke, Anton,“ sagte sie, „wie lahm du bist; wie könntest du den weiten Weg machen?“

Des Knaben Gesicht war sehr lang geworden. „Ach,

Gretchen, ich möchte so gerne Geld verdienen," rief er, „damit ich dem Onkel und der Tante etwas bringen könnte; dann würden sie mich vielleicht lieber haben, — ich bin so allein in der Welt."

Gretchen war an ihren kleinen Vetter herangetreten und schlang nun ihre Ärmchen um ihn. „Ich habe dich sehr lieb, Anton," sagte sie zärtlich; „ich weiß jetzt, wie gut du bist! Vorher schienst du ein böser, mürrischer Knabe zu sein; aber das ist lange her, und seitdem habe ich es dir oft sagen wollen, wie gut ich dir bin!"

Fest hielten sich die Kinder umschlungen, Anton traute seinen Ohren kaum: „Früher warst du ganz anders, da glaubte ich nicht, daß du dir irgend etwas aus den Leuten machtest — —"

„Ja, das war, ehe der Herr Pfarrer sagte, daß ich einen Schatz hätte — —"

„Einen Schatz?"

Der Knabe erklärte.

Gretchen hatte nachdenklich das blonde Köpfchen gesenkt.

„Ob ich wohl auch einen Schatz habe?" fragte sie dann.

„Du? o gewiß, du bist viel besser als ich! du warst nie so böse und mürrisch, du bist immer gegen jedermann freundlich. Sogar nachdem der Herr Pfarrer das gesagt hatte, wurde es mir sehr schwer, mich zu bessern, und dem Onkel und der Tante freundlich zu sein, wenn sie mich schalten, und manchmal war es mir, als ob ich nicht wünschen könne, ihnen etwas Gutes zu thun — —"

„Du thatest es aber doch," unterbrach ihn Gretchen rasch, und ihre blauen Augen blitzten; deswegen fing ich an,

dich zu lieben! Und weißt du, was der Vater neulich zu mir sagte?"

Anton blickte das Bäschen fragend an.

„Die Mutter hatte mir gerade Vorwürfe gemacht und beklagte sich dann darüber, daß ein solcher Zug im Zimmer sei; du standst auf und gingst mit deinen Krücken an die Thüre, um sie zuzumachen, obgleich es so schwer für dich ist. „Gretchen," sagte der Vater zu mir, „in dem Knaben steckt mehr, als ich geglaubt habe, er hat ein weiches Gemüt!" und dann erzählte ich dem Vater, wie gut du bist und wie lieb ich dich jetzt habe."

Anton saß regungslos da, des Pfarrers Worte erklangen wieder an sein Ohr: „Erinnerst du dich nicht, daß unser Heiland am Kreuze für seine Feinde betete? Wenn du, anstatt böse zu sein, ihnen vergeben und ihnen etwas Gutes erwiesen hättest, um Gott dadurch zu gefallen, wer weiß, dann würdest du vielleicht ihre Herzen längst erweicht haben."

„Sei nicht traurig," sagte Gretchen, „vielleicht geht es doch mit dem Musikant werden, denn ich bin gesund und habe gerade Glieder, ich gehe mit und helfe dir. Und weißt du was?" fuhr sie fort, vergnügt in die Händchen klatschend, „wir kaufen uns einen Wagen, wie die Eltern früher einen hatten, und dann brauchst du in den Städten und Dörfern nur auszusteigen und Musik zu machen; ich aber koche für dich und flicke deine Kleider, und dann sind wir seelenvergnügt. Von Zeit zu Zeit kommen wir immer hierher und bringen den Eltern das Geld mit, — das wird dir recht sein, nicht wahr?"

Anton bejahte es eifrig. „Bald werden sie Geld bekommen!" sagte er dann.

„Woher denn?“

Der Knabe war sich rasch mit dem Händchen an den Mund gefahren, als wolle er diesen verschließen. „Das ist ein großes Geheimnis,“ sagte er darauf zögernd; „du darfst es nicht verraten; es würde meine ganze Freude verderben, wenn sie es vorher erführen!“

Gretchen versprach feierlich, zu schweigen. Sie hatte sich gesetzt und rückte in ihrer Neugier an ihren kleinen Vetter heran; sein schwarzes und ihr blondes Köpfchen berührten sich.

„Ich wollte so gern dem Onkel und der Tante etwas Gutes erweisen, wie der Herr Pfarrer mich geheißen hatte,“ sagte Anton; „ich konnte mich lange auf nichts besinnen, — doch endlich fiel mir etwas ein. Die Tante hatte oft gesagt, wenn ich nicht so lahm wäre, dann hätte man mich als Führer an den Wasserfall gebrauchen können, denn viele Leute verlangen nach einem, und der Oukel hat selten Zeit, die Gäste zu begleiten. Da kam plötzlich der Gedanke, — ich glaube, der liebe Gott schickte ihn mir, — daß ich den Ponto als Führer abrichten könnte — —“

„Den Ponto?“ In ihrem Erstaunen sprang Gretchen von der Bank herunter, schien sie doch nicht recht gehört zu haben.

„Nicht wahr, das wundert dich?“ In seiner Herzensfreude lachte Anton laut. „Und doch ist es wahr, er hat es gelernt und thut es wie ein Mensch. Ziehen wir fort, dann läuft er mir eine Strecke voraus und führt mich unten an den ersten Wasserfall; dort legt er sich hin, um zu warten, — das soll den Leuten Zeit geben, sich alles anzusehen. Stehe ich alsdann auf, dann geht es weiter an den zweiten,

dort streckt er sich wieder aus; und wenn ich auch noch so lange bleibe, er zeigt keine Ungeduld, bis ich das Zeichen gebe, zum dritten hinaufzusteigen." Unverwandt starrte Gretchen den Hund an.

„Und dadurch soll er Geld verdienen?" fragte sie endlich.

„Ja; das Einzige, was mir noch fehlt, ist ein Geldbeutel, den würde ich ihm um den Hals hängen und dann einen Zettel daran heften, worauf steht: Ich bitte um meinen Führerlohn! Der Schullehrer wird es uns gewiß schreiben."

Gretchen kam aus dem Erstaunen nicht heraus, doch dann hob sie plötzlich das Köpfchen: „Ich könnte dem Ponto meinen Geldbeutel schenken," sagte sie, „welchen mir der Vater einmal gab; in der einen Abteilung ist ein Loch; aber es ist nicht groß, und das Schloß ist noch gut."

„Ach, das ist herrlich!" jubelte Anton. Er konnte zuerst nicht weiter sprechen. „In ein paar Tagen machen wir den Versuch," sagte er dann; „fragt ein Fremder nach einem Führer, dann rufe ich dem Ponto zu: „Gehe du mit, und zeige den Weg!" Dann thut er es, und der Fremde giebt ihm gewiß etwas zur Belohnung — —"

„Wieviel wird Ponto wohl bekommen?" fragte Gretchen, ganz außer Atem vor Aufregung.

„Das weiß ich nicht."

„Denke einmal, wenn es zwanzig Pfennige wären, so ein neues, funkelndes Silberstückchen, was würde der Vater für Augen machen! Und er sähe es dann ein, wie gut du bist, und wird dich ebenso lieb haben wie mich!" frohlockte Gretchen. „O, wenn es doch nur jetzt schon sein könnte; kaum kann ich es erwarten!"

Die Kinder steckten während der nächsten Tage die Köpfchen oft zusammen und plauderten geheimnisvoll, während ihre Gesichtchen voll Freude glänzten. Endlich kam der langersehnte Augenblick herbei. Eines abends wollte ein eben angekommener Fremder durchaus einen Führer haben. Kaspar bedauerte es sehr, ihn nicht begleiten zu können, weil die Wirtsstube mit Gästen angefüllt war. Da kam Anton eilig mit seinen Krücken herbei, von Gretchen gefolgt, deren Wangen vor Aufregung glühten, denn die beiden hatten auf der Lauer gestanden.

„Ponto kann mitgehen, Onkel," rief der Knabe; „er wird dem Herrn den Weg zeigen — —"

„Was sprichst du für Unsinn, Junge!" schalt Kaspar Wolfert ärgerlich.

Gretchen drängte sich an den Vater heran. „Erlaube es doch," flehte sie; „du wirst schon sehen!" und sie schlug bittend die Händchen zusammen. „O, Herr, nehmen Sie den Ponto mit; er wird ein guter Führer sein!"

Der Fremde blickte gütig lächelnd in das besorgte Gesichtchen hinunter, und als Kaspar weiter zanken wollte, unterbrach er dessen Rede. „Nun, wir wollen sehen, was das Wundertier thun kann," sagte er gutmütig.

Gretchen klatschte seelenvergnügt in die Händchen.

„Ponto!" rief Anton.

Der Hund blieb vor seinem kleinen Freunde stehen und sah ihn an, während er mit dem Schweife wedelte.

„Du sollst diesen Herrn an den Wasserfall führen!" befahl der Knabe; „verstehst du mich?"

Laut schlug Ponto an und sprang auf die halb offene Thüre zu, immer wieder zurückblickend, ob der Fremde ihm folge.

Nie im Leben vorher war den beiden Kindern eine halbe Stunde so lang geworden, Jahre schienen inzwischen zu vergehen. Anton saß vor dem Wirtshäuschen auf einem Stuhl und blickte nach der Richtung des Wasserfalls hin; Gretchen verließ ihren kleinen Vetter immer dann und wann, um in ihrer Ungeduld ein Stück des Weges entlang zu laufen; schien es ihr doch, als müsse sie dadurch den Hund früher herbeilocken. Endlich ließ sich in der Ferne ein schwarzer Punkt sehen, — das mußte Ponto sein, die Herzchen der Kinder schlugen laut. Ja — er war es, ein lauter Pfiff ertönte von Antons Lippen. In gestrecktem Galopp jagte der Hund daher, mit solchem Ungestüm an seinem kleinen lahmen Freunde in die Höhe springend, daß er diesen fast umgeworfen hätte.

„Ob er es wohl recht gemacht hat?"

Ponto sah sehr selbstgefällig aus, als er auf den Hinterbeinen dastand, seine Vorderpfoten auf Antons Arm ruhend, und er heftig mit dem Schweife wedelte; man konnte es ihm ansehen, daß er sich dessen bewußt war, Lob zu verdienen.

„Hat er wohl Geld für dich mitgebracht?" Gretchen griff an das Portemonnaie.

Der Hund knurrte drohend.

„Sie darf es thun," sagte Anton; „Gretchen und ich haben keine Geheimnisse vor einander, Ponto."

Jetzt ließ der Hund das kleine Mädchen gewähren, welches das Portemonnaie schnell aufdrückte und dann in das Innere blickte. Gretchen prallte zurück und wurde vor Erstaunen bleich, indem sie sich mit weitgeöffneten Augen dem kleinen Anton zuwandte.

„Es ist wohl nichts darin?“ fragte der Knabe enttäuscht; er hatte sich so sehr darauf gefreut, das erste Geld dem Onkel überreichen zu können.

„Ei gewiß,“ stotterte Gretchen, welche sich gar nicht zu fassen vermochte, — „eine ganze Mark, wie reich muß der Herr sein, daß er so viel geben konnte, — das ist ja ein Vermögen!“

In dem Augenblick kam der Fremde herbei und betrachtete die Kinder mit Wohlgefallen. Kaspar Wolfert trat aus der Hausthüre heraus. „Fanden Sie den Weg?“ fragte er seinen Gast; „es that mir so leid, Sie nicht begleiten zu können.“

„Der Hund machte seine Sache ausgezeichnet!“ entgegnete der Herr, indem er Ponto streichelte: „ein Mensch hätte es nicht besser thun können!“

Kaspar Wolfert begriff nicht, was der Fremde sagen wolle. „Vater,“ erklärte Gretchen, sich an diesen anschmiegend, „das hat Anton, der gute, liebe Anton ihn gelehrt. Seit Wochen richtet er Ponto ab, deswegen ging er jeden Abend an den Wasserfall, so schwer ihm das Steigen auch wird. Und er that es nur, weil er Geld für dich und die Mutter verdienen wollte! Jetzt wirst du ihn lieb haben, nicht wahr? Der arme Junge will so gern lieb gehabt sein!“

Kaspar Wolferts Lippen zitterten: „Thatest du das wirklich, Anton?“ frug er.

„Ja, es war mir so leid, daß ich nichts arbeiten kann und Euch immer zur Last fallen muß!“

Sie hatten alle drei den Fremden vergessen, der mit

tiefer Rührung zugehört hatte. „Ich bin froh, daß ich dem Hund eine Mark in seinen Geldbeutel steckte!“ murmelte er.

Anton beugte sich vor, ergriff des Fremden Hand und küßte sie warm, während seine ausdrucksvollen Augen für ihn sprachen. Dann reichte der Knabe die Mark, welche Gretchen ihm zugesteckt hatte, dem Onkel hin.

„Du bist ein guter, braver Junge,“ sagte Kaspar Wolfert, seine Hand auf des Kindes Schulter legend; „deine Beine mögen krumm sein, aber dein Herz ist auf dem rechten Fleck. Andere können nun sagen, was sie wollen, du sollst stets einen Platz in meinem Hause haben.“

„Und Vater, du wirst ihn lieb haben, nicht wahr?“ bat Gretchen; „das wünscht er so sehr.“

„Ja, mein Kind, ich werde ihn auch lieb haben, denn er verdient es.“

Der Pfarrer hatte recht gehabt; Anton besaß einen Schatz, um den ihn ein König hätte beneiden können, und im stillen dankte der Knabe dem lieben Gott, der ihm diesen Schatz geschenkt hatte.

* * *

An den Abhängen der Berge waren jetzt die Trauben reif geworden; zwischen den Blättern der Äpfelbäume schauten die rotbackigen Äpfel hervor, so daß Gretchen und Anton sie oft verlangend ansahen. Die Störche auf dem Schornstein des kleinen Wirtshauses waren längst fortgezogen; aber ehe sie weggingen, hatten sie dem kleinen Mädchen ein Brüderchen gebracht. Die Schwalben versammelten sich in den Lüften, man konnte es ihnen ansehen, daß sie schon den Wandertrieb in sich spürten und daß, ehe ein paar Wochen vergingen, sie den Störchen nachfolgen würden.

Die beiden Kinder waren jetzt unzertrennlich; Gretchen wollte keine Freude haben, welche Anton nicht mit ihr teilte. Nebeneinander sitzend, versuchten sie die schönen Bilderbücher zu lesen, welche das kleine Mädchen von der Gräfin erhalten hatte. Wenn die Worte nicht gar zu lang waren, gelang es ihnen schon, die gedruckte Schrift zu entziffern, und die Aufmunterung war groß, zu wissen, was die hübschen Bilder bedeuteten. Manchmal lief Gretchen jetzt noch in der Wiese herum; aber es war nur, um für Anton Blumen zu pflücken, weil sie wußte, wie viele Freude er daran hatte.

Am glücklichsten waren die Kleinen aber, wenn sie unten am Wasserfall saßen, und Anton seine Harmonika spielte; Gretchen hätte stundenlang zuhören können; „so schön müßten die Engel im Himmel spielen,“ meinte sie. Dem Ponto schien es auch zu gefallen, denn er blieb immer ganz ruhig und spitzte sogar die Ohren; er machte es nicht wie des Nachbars Mops, welcher jämmerlich heulte, wenn er Musik hörte, so daß man die Ohren zuhalten mußte, um nicht taub zu werden.

Anton dachte jetzt kaum daran, daß er noch ein Krüppel war; die Welt schien ganz anders geworden zu sein.

Eines Sonntags kam der Pfarrer nachmittags mit einem Herrn an, und nachdem die beiden längere Zeit mit Kaspar gesprochen hatten, verlangte der Geistliche, den kleinen Anton zu sehen. Der Fremde war vor kurzem mit seiner Frau und seiner Schwiegermutter im Städtchen eingetroffen, und sie hatten gestern alle den Wasserfall besucht, Ponto mußte sie als Führer begleiten, und sie hatten eine große Freude an dem klugen Tiere gehabt. Dieses konnte

sich gar nicht darein finden, daß die alte Dame unten zurückblieb; es machte ihn immer irre, wenn eine der ihm anvertrauten Personen sich von der Gesellschaft trennte; er schien sich für alle verantwortlich zu fühlen. Unruhig schoß er zwischen den Hinaufschreitenden und der Zurückgebliebenen hin und her, als wolle er diese auffordern, ihm zu folgen. Endlich als er die übrigen an den dritten und letzten Wasserfall geleitet hatte, jagte er zu der alten Dame zurück, stellte sich vor sie hin und bellte laut; dann ergriff er mit der Schnauze ihre Hand, als wolle er sie mit Gewalt entführen. Die also Bestürmte lachte; ihr war es zumut, als habe sie es mit einem vernünftigen Menschen zu thun, und sie müsse es ihm erzählen. „Weißt du, ich bin zu alt, um zu steigen, mein Lieber; geh du nur hinauf, und bleibe du oben, mir wird es schon gut gehen!“ sagte sie, mit Zeichen nachhelfend. Offenbar hatte sie den Hund überzeugt; denn dieser begab sich zu seiner Gesellschaft, bei welcher er jetzt ruhig blieb, bis sie zu der Verlassenen zurückkehrte, wo Ponto durch lautes Bellen und lustiges Herumspringen seine Freude darüber kund gab, daß die ihm Anvertrauten wieder alle versammelt waren.

Als Kaspar Wolfert den kleinen Anton, auf den Wunsch des Pfarrers, herbeigeholt hatte, redete dieser den Knaben an: „Der Herr möchte dich gern untersuchen; er ist ein Arzt und meint, dir vielleicht helfen zu können.“

„Arzt!“ Antons Gesichtchen wurde erst purpurrot, dann kreideweiß. Er hatte eine furchtbare Angst vor Ärzten, seitdem man ihm gesagt hatte, der Dorfdoktor sei schuld daran gewesen, daß er lahm geworden war. Oft hatte der Kleine zu Gott gebetet, daß er alle Ärzte von ihm fernhalte.

Der Pfarrer wußte des Knaben Schrecken zu deuten und erklärte diesen dem Fremden. „Mein armes Kind," sagte der Herr teilnahmsvoll; „mich brauchst du nicht zu fürchten; ich werde dir nichts zuleide thun, — im Gegenteil hoffe ich dir Gutes erweisen zu können. Ich bin Professor und besitze eine Krankenanstalt, wo ich solche aufnehme, welche krumme Glieder haben; durch meine große Erfahrung konnte ich manchen mit Gottes Hilfe retten, der von den anderen Ärzten als unheilbar aufgegeben worden war."

Anton hatte den Herrn unverwandt betrachtet; dieser sah sehr gut aus, und jetzt strahlte dessen Gesicht vor Wohlwollen.

„Habe Vertrauen zu mir, mein Kleiner," nahm der Fremde wieder das Wort; „diesen Sommer schon fühlte ich das Verlangen, dich zu sehen — —"

Antons Augen öffneten sich weit.

„Das wundert dich, mein Kind?" fuhr der Professor fort; „ein Verwandter von uns war in Golderding und machte damals deine Bekanntschaft. Er erzählte uns davon, wie du den Hund abgerichtet hattest — —"

„War das der erste, den Ponto führte?" frug Gretchen, welche ihren Vater und Anton herbegleitet hatte.

„Ja, mein Kind. Damals beabsichtigten wir, schon diese Gegend im Herbst zu bereisen, und ich nahm mir vor, bei der Gelegenheit Anton zu untersuchen. Was mir der Herr Pfarrer seit gestern von dir erzählt, hat mich in diesem Vorhaben nur bestärkt; also komm auf dein Zimmer, mein Kleiner."

Gretchen war an den Fremden herangetreten. „Ich darf mit, nicht wahr?" fragte sie flehentlich. Sie befürch=

tete so sehr, man könne ihrem Anton weh thun, und da sie sich seit Monaten daran gewöhnt hatte, ihn zu beschützen und für ihn zu sorgen, wollte sie sich jetzt nicht von ihm trennen. „O bitte, schlagen Sie mir es nicht ab; ich will ganz ruhig sein und mich nicht rühren, wenn ich nur bei ihm sein darf!“

Die Liebe des Kindes für den kleinen lahmen Vetter war so rührend, daß den Zuhörern Thränen in die Augen traten. „Gehe du nur mit,“ sagte der Fremde, seine Hand liebkosend auf das hellblonde Köpfchen legend.

In dem kleinen Dachstübchen angelangt, untersuchte der Professor den Anton lange und mit großer Aufmerksamkeit, und inzwischen richteten sich die Blicke der übrigen auf den Arzt. Gretchen saß auf einem Fußbänkchen regungslos zusammengekauert, ihre Händchen waren fest zusammengepreßt und ihr Herzchen schlug laut. Auch der Pfarrer und Kaspar Wolfert konnten den Augenblick kaum erwarten, wo sie des Professors Urteil hören würden.

Endlich hob dieser den Kopf und streichelte dem kleinen Anton die Wange. „Ich will es mit Gottes Hilfe versuchen, mein Kleiner,“ sagte er weich; „ich hoffe, dich herstellen zu können; und sollte auch eine Steifigkeit zurückbleiben, du wirst wenigstens ohne Krücken gehen können.“

Des Knaben große, schwarze Augen hatten sich auf den Himmel gerichtet, der zum Fenster hereinschaute; alles war wie blitzender Sonnenschein in dem bleichen Gesichtchen.

Der Arzt zuckte plötzlich zusammen, Gretchen war auf ihn zugeeilt und bedeckte seine Hand mit Küssen; sie lachte und weinte zu gleicher Zeit vor lauter Glück. „Wirst du mir auch dann noch danken,“ fragte der Professor mit

zitternder Stimme, „wenn ich dir sage, daß ich deinen kleinen Freund mit fortnehmen will? Ich muß ihn lange in der Pflege und folglich in meiner Anstalt zuhause haben.“

Anton fortgehen — ohne Anton leben — das schien unmöglich — aber dann klärte sich ihr Gesichtchen auf. „Wenn er nur später gehen kann, dann will ich ihn gerne hergeben,“ sagte sie; aber ein Schluchzen entfuhr ihren Lippen. Der Knabe hatte sich im Bette aufgesetzt, Gretchen schmiegte sich an ihn, und seine Arme umschlangen sie fest.

„Er soll gut aufgehoben sein,“ sagte der Professor, „meine Frau wird schon für ihn sorgen; seitdem unser Verwandter ihr von dem kleinen Anton und dem klugen Hunde erzählte, ließ sie mir keine Ruhe mehr; sie konnte die Zeit kaum erwarten, bis wir herkamen. Sie liebt Kinder unendlich, und wenn ich ihrem Wunsche nachgäbe, könnte ich ein zweites Haus als Kinderbewahranstalt einrichten — —“

„Haben Sie keine Kinder?“ unterbrach ihn der Pfarrer.

„Nein, leider nicht; aber meine Frau entschädigt sich dafür, indem sie anderer Leute Kinder in ihrem großen, warmen Herzen aufnimmt; da haben noch viele Raum, und Anton bekommt gewiß ein ausgezeichnetes Plätzchen — —“

Der Professor blickte hinunter in zwei eifrig blitzende blaue Augen. „Wenn unser Storch wieder kommt,“ sagte Gretchen atemlos, „dann sage ich ihm, daß er Ihnen ein Kind bringt; das allerschönste, was er im Teiche finden kann, sollen Sie haben, weil Sie so gut gegen Anton sind — —“ Plötzlich stutzte die Kleine. „Werden Sie ihm weh thun?“ fragte sie.

„Manchmal wird das kaum zu verhüten sein; aber es soll so wenig wie nur irgend möglich geschehen.“ Ein Schrei entfuhr Gretchens Lippen.

„Fürchte dich nicht,“ tröstete sie Anton; „ich nehme meine Harmonika und spiele, dann vergesse ich die Schmerzen,“ und liebevoll betrachtete der Knabe das Instrument, welches unfern von ihm auf einem Stuhle lag.

„Der Herr Pfarrer hat mir von deinem Talent für die Musik erzählt,“ sagte der Professor; „weil ich dir manchmal Schmerzen verursachen muß, werde ich dir zur Entschädigung eine Violine kaufen, die sollst du spielen lernen — —“

„Eine wirkliche Violine, mit Saiten und einem Bogen, wie der Geigerhannes eine hat?“ fragte der Knabe; er glaubte, daß er träume.

„Ja, eine wirkliche, leibhaftige Violine! Aber ich muß dich verlassen, denn meine Frau und meine Schwiegermutter erwarten mich mit Ungeduld. Die werden eine große Freude haben, wenn sie hören, daß sie dich in einigen Tagen mit fortführen dürfen. Junge, ich muß acht geben, daß sie dich nicht verwöhnen, denn in der Beziehung hat meine Frau eine große Schwäche. Sie würde jedem Kinde unserer Heimatsstadt den Magen verderben, wenn ich es erlaubte. Ihre Taschen sind immer mit Süßigkeiten gefüllt, und ich begreife nur nicht, wo sie diese alle unterbringt, dann steckt sie den Kleinen, wo sie nur kann, die Zuckersachen zu. Bei dir darf sie aber das nicht thun, das verbiete ich von Anfang an,“ setzte er lachend hinzu, indem er die Stube verließ. — Der Pfarrer folgte ihm.

Kaspar Wolfert blieb ein paar Augenblicke zurück.

„Anton!“ sagte er, seinen Arm um des Knaben

Nacken legend, „es thut mir sehr leid, daß du fortgehst; ich hätte es vor einigen Monaten nicht geglaubt, daß das möglich wäre! Meinem Gretchen wirst du nicht allein fehlen, denn auch ich werde dein liebes freundliches Gesicht vermissen, und ich freue mich auf deine Rückkehr. Sollte der Professor sich irren und du bleibst lahm, so komme nur getrost zurück, für dich habe ich immer einen Platz in meinem Hause und meinem Herzen! Und dann wollte ich dir noch etwas sagen, Junge: gestern übergab ich dem Herrn Pfarrer das Geld, welches ich vor einem Jahre für den Wagen und das Pferd bekam, mit den Zinsen, die es seitdem getragen hat; es soll sich vermehren, bis du größer bist, und dann wirst du es schon gebrauchen können. Nun hast du es gehört, und es ist mir leichter zumut!“ Sich rasch umdrehend, verließ Kaspar Wolfert das Dachstübchen.

Als er die Thür zumachen wollte, drängte sich Ponto hindurch und wedelte freudig mit dem Schweif, da er die Kinder erblickte. Diese waren mäuschenstill geworden; Gretchen dachte an die Trennung, Anton an seines Onkels Worte, und in seinem Herzen jubelte es laut.

„Wenn es auch lange währt, du kommst endlich zurück!“ versuchte Gretchen nach einer langen Pause ihren Anton und sich selbst zu trösten, während Ponto erstaunt in ihrer Nähe stehen blieb; er war es nicht gewohnt, von den Kindern unbeachtet zu bleiben, und seit Monaten hatte er auch deren Gesichtchen nicht so betrübt gesehen, wie in dem Augenblick.

Wenn der Professor im Frühling den Kleinen hätte mitgehen heißen, wieviel leichter wäre es diesem alsdann geworden; aber nun gab es hier zwei Menschen, welche er warm liebte, und denen er auch sehr wert war, und sogar

die Tante war in letzterer Zeit nicht so hart gegen Anton gewesen. Seitdem Ponto Geld verdiente, hatte sich die geizige Frau mehr mit ihrem kleinen Neffen ausgesöhnt.

Das ging dem Hunde doch zu weit, er mußte sich bemerkbar machen, mit der Schnauze stieß er an Gretchens Arm: „Ach, Ponto," rief das kleine Mädchen, „du weißt es noch nicht, daß Anton fortgeht! Dir wird es fast eben so schwer werden, wie mir!"

Als es seines Freundes Namen nennen hörte, ging das Tier auf das Bett zu und sah Anton fragend an. Der Knabe streichelte den Hund zärtlich: „Armer Ponto," rief der Kleine, „— ja — du wirst mich vermissen. — Weißt du was, Gretchen, sogar dir sagte ich nichts davon: jedesmal wenn mir die Tante mein Essen gab, hob ich dem Ponto einen Teil davon auf; denn was er bekommt, ist nicht genug, er hat immer noch Hunger, — du solltest sehen, wie gierig er das verschlingt, was er von mir erhält.

„Du gabst ihm von deinem Essen?" fragte Gretchen; „du guter Junge, und doch war es kaum genug für dich selbst!"

„Ich konnte es dem Ponto nicht abschlagen, wenn er mich so bittend ansah; da war ich froh, daß mich die Tante nicht mit bei Tische sitzen läßt, sondern mir meine Sachen auf einem irdenen Teller in der Küche giebt, denn so bekommt der arme Kerl etwas davon. — — Was soll er nun thun, wenn ich fort bin?"

Gretchen eilte auf ihren Vetter zu: „Mache dir keine Sorgen," tröstete sie; „Ponto hat jetzt ausgefunden, wo er sich etwas holen kann; seit ein paar Tagen schleicht er sich in die Wirtsstube, und da wird er gefüttert. Die Mutter

wollte ihn wegjagen, aber die Gäste erlauben es nicht; sie haben ihn lieb gewonnen, weil er so gescheit ist. Habe also keine Angst, es wird ihm schon gut gehen!"

Groß war Antons Erstaunen: „Deswegen hatte er seit ein paar Tagen so wenig Hunger," sagte er; „ich fürchtete, er müsse krank sein. Nun, ich bin froh, da ist es mir leichter, ihn zu verlassen."

Gretchen hatte sich aufs Bett neben ihren kleinen Vetter gesetzt: „Weißt du, Anton, es wird so schön sein, wenn du gesund zurückkehrst," sagte sie; in ihrem kleinen Gehirn war der Gedanke aufgeblitzt, daß sie ihrem Freunde das Herz nicht schwer machen dürfe; „dann hast du auch die Violine spielen gelernt, und es wird viel besser gehen, Musikant zu werden. Bleiben deine Beine auch steif, so nimmst du meinen Arm und stützest dich fest darauf, denn ich kann es ertragen, und wir wandern von Ort zu Ort. Sobald ich aus der Schule bin, lerne ich kochen und flicken, und dann geht es in die weite, weite Welt hinein!" Bei dem Gedanken glänzte ihr ganzes Gesichtchen.

Anton hatte seinen Kummer auch vergessen; beide Kinder lachten fröhlich: „Und Ponto nehmen wir mit; den lehre ich Kunststücke, und wenn er sie macht, dann spiele ich dazu und du singst. Und weißt du was? Da könnten wir auch die Jahrmärkte besuchen — —"

Gretchen jubelte; Jahrmärkte besuchen, das galt schon lange bei ihr als das Schönste, und noch gar mit Anton und Ponto etwas dort aufführen!

„Wir wollen daran denken, wenn du fortgehen mußt," sagte sie; „und wenn du in der Fremde bist, — dann wird die Zeit schon vorbeigehn!"

Alles kam anders, als die Kinder sich gedacht hatten. Sehr lange währte es, bis Anton hergestellt war, und inzwischen hatte der Kleine sich mit seinem weichen, liebevollen Gemüt so fest in dem Herzen der Frau Professorin eingenistet, daß diese den Liebling nicht mehr hergeben wollte. Freudig willigte der Professor ein, die kleine Waise an Kindes Statt anzunehmen, denn auch er hatte Anton sehr lieb gewonnen. Der Knabe jubelte, als er diese Nachricht vernahm, dann glitt aber ein Schatten über sein Gesicht.

„Du denkst gewiß an deinen Onkel, an Gretchen, den Pfarrer und Ponto?“ sagte sein Pflegevater; „beruhige dich, jedes Jahr bringen wir dich in deinen Ferien nach Golderding, und dann sollst du alle, welche du liebst, wiedersehen!“

So geschah es auch; dann waren Anton und Gretchen wieder unzertrennlich, und Hand in Hand gingen sie in der Umgegend spazieren, denn der Knabe brauchte keine Krücken mehr, und sogar die Steifigkeit in den Beinen nahm mit den Jahren immer mehr ab. Groß war jedesmal Pontos Glück, wenn sein Freund ankam, welchen er immer augenblicklich erkannte. Der Hund ist weit und breit bekannt, sein Name sogar in mehreren Reisebüchern genannt, so daß viele Fremde sich gleich nach ihm erkundigen und ihn als Führer zu haben verlangen.

In das Wirtshaus hatte der Storch noch zweimal ein Kind, erst ein Brüderchen und dann ein Schwesterchen, gebracht; aber diese liebte Gretchen nicht wärmer, als ihren Vetter.

Als das kleine Mädchen die Schule verlassen hatte, ließ der Professor es in die Stadt kommen, um es als

Krankenpflegerin bei der Krankenanstalt heranzubilden. Das Kind fand in dem Hause eine ebenso warme Aufnahme, wie Anton, und beide werden mit gleicher Güte behandelt.

Anton soll Künstler werden, und seine Pflegemutter behauptet fest, daß sein Name noch einmal in der Welt berühmt wird; hat ihr der Lehrer des Knaben doch oft gesagt, wie groß dessen Talent sei, und der Fleiß und die Ausdauer des Kleinen lassen nichts zu wünschen übrig

Wenn die Frau Professorin ihren Pflegesohn lobt, dann strahlt jedesmal Gretchens Gesicht, denn sie ist sehr stolz auf Antons Spiel und glaubt auch, daß er eines Tages ein großer Künstler werden wird. Aber so aufrichtig sie auch sein Talent bewundert, noch höher steht in ihren Augen der Schatz, welchen er in seinem warmen, liebevollen Herzen besitzt; hat sie es doch an sich selbst und an anderen erfahren, wie er dadurch Sonnenschein verbreitet, wohin er kommt.

Der Sohn der Pfarrerswitwe,

oder:

Gottes Wege sind wunderbar, und er führt alles herrlich hinaus.

„Wollen Sie mir die Miete bezahlen? Ich frage Sie zum letzten Male!" rief Frau Mende sehr aufgebracht, indem sie dicht vor die kleine, zarte, in tiefe Trauer gekleidete Frau hintrat, welche mit bleichem Gesicht und zitternden Lippen in einem abgenutzten Sessel zurücklag und ihre kleine vor Angst laut schluchzende Tochter an sich preßte. — „Nun, heraus mit der Sprache, bekomme ich mein Geld oder nicht?"

„O, haben Sie Geduld mit mir, um Gottes Barmherzigkeit willen," flehte die arme Witwe, ihre Hände faltend; „Sie wissen, wie gerne ich es bezahlen würde, wenn ich es nur hätte! Haben Sie Geduld!"

„Nein, mit meiner Geduld ist es aus! Vor acht Tagen wollte ich Sie schon zum Hause hinauswerfen, und da ließ ich mich noch einmal erweichen; aber nun bezahlen Sie mir morgen früh das Geld, oder Sie ziehen aus mit ihren Kindern und ich behalte Ihre Sachen zurück. Wenn ich die paar elenden Lumpen verkaufe, wird mir so wie so die Summe, welche Sie mir schuldig sind, kaum gedeckt."

Ein Schrei entfuhr den Lippen der armen Witwe. „Morgen, am Weihnachtstage, wollen Sie uns auf die

Straße hinausjagen? Wo soll ich alsdann mit meinen zwei Kindern hingehen bei dieser Kälte?"

„Das müssen Sie selbst am besten wissen, mich geht es nichts an; das wäre schön, wenn ich alle Bettler in meinem Hause behalten müßte. Was sollte dann aus mir werden? Ich könnte mit meinen eigenen Kindern verhungern!"

Die siebenjährige Ada war vorgesprungen; mit blitzenden Augen und geballten Fäustchen stand sie nun schützend vor ihrer Mutter da: „Meine Mama ist keine Bettlerin!" rief sie empört; „sie hat noch nie gebettelt! Das ist recht abscheulich von Ihnen, so etwas zu sagen!"

„Sieh da, das kleine Fräulein will nicht zugeben, daß ihre Mutter eine Bettlerin ist," höhnte Frau Mende, „und doch will diese ihrer Wirtin das sauer verdiente Geld nicht bezahlen, lebt auf anderer Leute Kosten und — —"

Ada stampfte mit dem Füßchen, und sie wollte eben wieder der Frau Mende die bittersten Vorwürfe machen, da hob die Mutter ihr Kind rasch auf den Schoß und legte ihre Hand auf dessen kleine Lippen: „Schweige," fl erte sie Ada ins Ohr; „vergelte nicht Böses mit Bösem! Du weißt, wie ganz anders unser Heiland that: Er schmähte nicht, da er geschmähet ward! Du sagtest mir oft, daß du ihm gerne ähnlich werden möchtest; jetzt hast du die Gelegenheit dazu, mein Herzenskind."

Die großen, dunkelblauen Augen der Kleinen, welche noch vor kurzem so zornig gefunkelt hatten, richteten sich jetzt verständnisvoll auf die Mutter; es wurde dem Kinde sehr schwer, der grausamen Frau nicht die Wahrheit zu sagen. Es hätte gar zu gerne seinem Herzchen Luft gemacht; aber dann klangen ihm die oft gesprochenen Worte der Mutter

ins Ohr: „Du kannst dem Heiland nur angehören, wenn du gesinnt wirst, wie er gesinnt ist.“ Ihre Händchen falteten sich, und sie blickte zum Fenster hinaus, wo am wolkenlosen Himmel die ersten Sterne zu blitzen begannen. „Er sieht mich,“ dachte sie, „und was für eine Freude wird er haben, wenn ich artig bin.“

Frau Mende hatte die beiden scharf beobachtet. „So vernünftig sind Sie wenigstens, daß Sie mich nicht reizen wollen,“ sagte sie; „das war Ihnen aber auch geraten, denn sonst könnten Sie heute abend noch auf die Straße wandern. Jetzt hören Sie mein letztes Wort: Bis morgen früh bezahlen Sie mir das Geld, oder Sie verlassen mein Haus, und zwar sehr früh, denn ehe ich in die Kirche gehe, möchte ich diese Zimmer abschließen. Haben Sie mich verstanden?“

Frau Eichstädt nickte mit dem Kopf, sie konnte nicht antworten, denn der Hals war ihr wie zugeschnürt; und als ihre Wirtin hinauseilte, die Thüre laut hinter sich zuschlagend, zog die Witwe ihr Kind noch fester an sich und weinte bitterlich. Im stillen dankte sie aber Gott, daß ihr Gustav nicht zugegen war, denn sie wußte, wie ihn das eben Erlebte geschmerzt haben würde.

Vor vier Monaten hatte Frau Eichstädt nicht geahnt, daß ihr so Schweres bevorstände; da lebte ihr Mann noch, der Pfarrer in einem Dorfe gewesen war. Wie reizend sah das mit Rosen umwachsene Häuschen aus, wo sie damals wohnten; wie vergnügt war Frau Eichstädt gewesen, wenn sie mit ihren Kindern im hübschen Gärtchen saß, während der Pfarrer draußen in der Gemeinde seine Pflicht treu erfüllte. Und kam der Vater wieder heim, dann

zog sie mit den Kindern ihm jubelnd entgegen, und im Herzen priesen sie alle Gott, der sie so glücklich gemacht. Aber der himmlische Vater hatte es in seiner Weisheit bestimmt, ihnen die herbsten Prüfungen zu schicken, und nun sollten sie seine Liebe auch in der Trübsal kennen lernen. Eines Morgens sehr früh war der Pfarrer zu einem Begräbnis gegangen, und darauf wollte er verschiedene Besuche bei Kranken und Sterbenden machen; folglich erwartete ihn seine Frau erst zum Mittagessen zurück. Aber schon nach zwei Stunden kam eine Bäuerin auf ihrem kleinen Wagen angefahren und verlangte die Frau Pfarrer zu sehen, denn sie habe dieser etwas mitzuteilen. Die gute Alte hatte sich zuhause angeboten, die arme Frau auf das Schreckliche vorzubereiten, was sich zugetragen. Der Pfarrer ging gerade an dem Bauernhofe vorbei, als die Pferde eines mit Heu beladenen Wagens scheu wurden, und er sprang hinzu, um den Leuten zu helfen. Diese vermochten nachher kaum zu sagen, wie das Unglück geschehen war; wahrscheinlich hatten die wilden Pferde dem Pfarrer einen Schlag versetzt, so daß dieser nicht so schnell wie die andern entweichen konnte; er fiel auf den Boden, und der schwere Wagen fuhr über ihn hinweg. Der arme Mann war nicht tot, aber niemand, der ihn ansah, konnte glauben, daß er am Leben erhalten bliebe. Man brachte den schwer Verwundeten nachhause, und weinend umstanden seine Frau und die drei Kinder das Krankenlager, denn der herbeigerufene Arzt hatte ihnen keine Hoffnung geben können, daß sie den geliebten Gatten und Vater länger als ein paar Tage behalten würden. Der Pfarrer fühlte es selbst, daß er sterben müsse; als wahrer Christ fürchtete er den Tod nicht; aber der Kummer um die

Zukunft seiner Frau und seiner Kinder lag ihm schwer auf dem Herzen.

Frau Eichstädt dachte jetzt an die letzten Lebensstunden ihres Mannes, indem sie bitterlich weinend ihr Töchterchen an die Brust drückte. Als sie den Pfarrer kennen gelernt hatte, war sie eine arme Gouvernante und er noch Vikar gewesen; so mußten sie jahrelang warten, bis sie heiraten konnten, denn auch er besaß kein Vermögen. Seit der liebe Gott ihnen vor dreizehn Jahren ihren Gustav geschenkt, hatten sie dann und wann etwas Geld für ihre Kinder zurückgelegt, denn von klein auf sprach ihr Sohn schon den Wunsch aus, einst Pfarrer zu werden, wie der Vater, und diesem Beispiel folgend, sagte Ada später: „Und ich will eine Gouvernante sein, wie Mama!“ Das gesparte Geld hatte der Pfarrer immer in eine Bank getragen; dort sollte es bleiben, bis die Kinder größer wären. Ein halbes Jahr vor des Vaters Tode traf die Nachricht ein, daß die Bank falliert habe und daß der Sparpfennig verloren sei. Es war ein harter Schlag für die Eltern; aber ergebungsvoll beugten sie ihr Haupt unter den Willen Gottes: „Wir wollen noch sparsamer sein als vorher,“ sagte der Pfarrer, „Gott wird schon helfen!“ Als er nun den Tod vor Augen sah und die Kinder hilflos in der Welt zurücklassen mußte, war die Versuchung groß, zu verzagen.

Frau Eichstädt wollte ihn trösten, obgleich sie selbst so unglücklich war. „Gott wird uns nicht verlassen,“ sagte sie.

Des Pfarrers Gesicht klärte sich auf: „Nein,“ sagte er, „du hast recht, Sophie, das wird er nicht, denn er hat es versprochen; wenn er mich hinwegnimmt, dann wird er

meine Stelle einnehmen und viel besser für euch sorgen, als ich es vermöchte. Ich habe mich die ganze Zeit besonnen, was ihr thun könntet. Ihr seid schlimm daran, denn wir beide besitzen keine nahen Blutsverwandten in der Welt, niemanden, auf dessen Hilfe wir ein Recht hätten. Ich kann mich nur auf eine Person besinnen, an welche du dich wenden könntest — —"

„Meinst du die weitläufige Verwandte deines Vaters?"

Der Pfarrer nickte mit dem Kopfe.

„Du sahst sie seit deiner Kindheit nicht," sagte Frau Eichstädt kleinlaut, „hast während langer Jahre nichts von ihr gehört und weißt kaum, wo sie ist — —"

„Du hast recht, Sophie," entgegnete ihr Mann mit zitternden Lippen, „ich kannte sie sogar in meiner Kindheit wenig, denn ihre verstorbenen Eltern wohnten weit von uns entfernt, und ich weiß nur, daß sie nach München zog, als sie sich verheiratete. Ihr Mann ist Offizier, und sie leben in sehr guten Verhältnissen. Seit Stunden versuche ich umsonst mich auf den Namen ihres Mannes zu besinnen; Jahre sind vergangen, seitdem ich ihn hörte, und damals merkte ich wohl nicht recht darauf, wie man zu thun pflegt, wenn man kein größeres Interesse für eine Person fühlt. Als Mädchen hieß sie Eichstädt wie wir; sie muß etwas jünger sein als ich; und ich hörte sie sehr loben, sie soll ein gutes Herz und einen ausgezeichneten Charakter haben. Das einzige, was euch übrig bleibt, ist, nach München zu reisen und euch dort nach dieser Verwandten zu erkundigen; sie wird dir gewiß darin beistehen, in der großen Stadt eine Mädchenschule anzufangen. Du warst in früherer Zeit eine ausgezeichnete Lehrerin und hast seitdem bei deinen

eigenen Kindern bewiesen, daß du es noch immer bist. Verkaufe nach meinem Tode die Möbel und alles, was du entbehren kannst, um die Reisekosten zu bezahlen, und damit du in München eine kleine Summe hast, bis du mehr verdienen kannst. Ich weiß, daß du darin denkst wie ich, du möchtest keine Almosen empfangen, solange dir Gott die Kraft läßt zu arbeiten."

Dann wendete sich der Pfarrer an Gustav, der aufmerksam auf jedes Wort seines Vaters gelauscht hatte: „Jetzt bist du noch zu jung, um deiner Mutter darin helfen zu können, mein Sohn," sagte er; „aber so Gott will, wird der Tag kommen, wo du für sie arbeiten kannst. Jetzt mußt du tüchtig lernen, damit du ihr später desto besser beizustehen vermagst. Denke nur immer daran, daß dein Vater dir sterbend die Mutter vertraute, und daß er leichter starb, weil er sich fest auf dich verließ."

Die Worte machten einen tiefen Eindruck auf Gustav; von der Stunde an hatte der Knabe sich verändert; vorher war er der Lustigste der Lustigen gewesen, stets zum Spielen und Scherzen aufgelegt, jetzt wurde er ernst und nachdenklich, immer darauf bedacht, seiner Mutter jede Mühe abzunehmen, sie zu trösten und ihr einen Dienst zu leisten, wo er nur konnte.

Als der Pfarrer in sein Grab gelegt worden war, beeilte sich die Witwe, den Rat ihres Mannes zu befolgen. Das Dorf, wo sie wohnten, war klein, und es lebten keine reichen Leute dort; aber alle strengten sich auf das äußerste an, der armen, schwer geprüften Witwe ihres Seelsorgers beizustehen. Sie kauften ihre Sachen ab und gaben ihr so viel dafür, als sie nur konnten, so daß Frau Eichstädt

mehr Geld für ihre Reise erhielt, als sie jemals zu hoffen gewagt hatte. Bei dem Verkauf brachte Gustav alle seine kleinen Schätze; er wollte nichts zurückbehalten und bat seine Mutter so flehentlich, es ihm zu erlauben, daß sie es nicht abschlagen konnte. Ada wollte dem Beispiele des Bruders folgen und holte ihr größtes Kleinod, eine Puppe, herbei, welche den halben Kopf und beide Füße verloren hatte; aber dem trat Gustav energisch entgegen, und um sie endlich zu beruhigen, verstand er sich dazu, seine Dohle zu behalten, welche er in dem Käfig zu den anderen Sachen hingestellt hatte. Es war dem Knaben unendlich schwer geworden, sich von seinem Lieblinge zu trennen, den er als jungen, aus dem Nest gefallenen Vogel in Pflege genommen und groß gezogen hatte. Das Tier lehrte er eine Menge Kunststücke, und die ganze Familie hatte ihre Freude an ihm gehabt. Aber Gustav wußte, daß mehrere seiner Kameraden den Wunsch ausgesprochen hatten, Joko zu besitzen, daß dieser folglich viel Geld einbringen konnte, und seiner Mutter wegen wollte er das große Opfer bringen. Aber als der edle Wettstreit zwischen den Geschwisterchen entbrannte, bestand Frau Eichstädt darauf, daß ihr Sohn den Vogel zurücknehme. So war Joko mit auf Reisen gegangen. Sein kleiner Herr konnte sich selten dazu entschließen, ihn unterwegs aus den Armen zu lassen, und oft drückte Gustav verstohlen den Käfig ans Herz, war ihm doch der Liebling noch viel teurer geworden, seitdem er so nahe daran gewesen war, sich von ihm trennen zu müssen.

Nachdem sie München erreicht hatten, mietete Frau Eichstädt gleich diese kleine Dachstube mit einem angrenzenden Kämmerchen und einer winzigen Küche; sie wußte,

daß sie mit ihrem Gelde gut haushalten müsse; denn dies hatte sich auf der Reise sehr vermindert. In ihrem kleinen Dorfe daheim schien der Auftrag ihres Mannes eine Kleinigkeit; aber als die arme Witwe mit ihren drei Kinderchen durch die große Stadt zog, wurde ihr Herz immer beklommener, und sie fing an zu begreifen, wie schwer es für sie sein würde, unter so vielen Menschen die Verwandte zu finden. Dem kleinen Gustav war es auch gleich bange geworden; aber trotzdem behielt er guten Mut und tröstete die Mutter: „Laß du mich nur dafür sorgen, Mama," sagte er, „du sollst ruhig zuhause bleiben, und ich gehe hinaus und frage jedermann; irgendwo in der Stadt muß die Tante sein, und Gott wird mich schon zu ihr führen."

Der Pfarrer hatte seine Kinder von klein auf gelehrt, ihr Vertrauen auf den Herrn zu setzen. Aber Gustav erinnerte sich auch, was der Vater ihm öfters gesagt: „Gott ist immer bereit, seinen Kindern zu helfen; er erwartet aber auch, daß diese selbst thun, was sie können; keiner darf die Hände in den Schoß legen und Gottes Hilfe in Trägheit abwarten, sondern er muß jede Gelegenheit benutzen, zu handeln. Schlagen deine Versuche auch hundertmal fehl, so mußt du den Mut nicht verlieren und immer wieder aufs neue versuchen. Erinnere dich stets, mein Sohn, daß wir mit Gott arbeiten müssen, dann kommt der Segen, an dem alles gelegen und ohne den unser Bemühen nutzlos wäre." So war Gustav einen Tag nach dem andern ausgezogen, überall hatte er sich erkundigt; immer schwerer war die Aufgabe geworden, und abends war er oft sehr kleinmütig nachhause zurückgekehrt. Er scheute sich, dem fragenden Blick seiner Mutter zu begegnen, denn es schnitt ihm ins Herz,

als er sahe, wie ihr liebes Gesicht immer bleicher und kummervoller wurde. Die Witwe hatte von ihrer Seite alles versucht, Arbeit zu bekommen, um sich und ihre Kinderchen zu ernähren; aber in der Stadt gab es viele, die ihr Brot verdienen mußten, und wo sie auch anfragte, war die Arbeit schon vergeben. Ihre Wirtin hätte der Frau Eichstädt von nutzen sein können, hätte bei manchen ihrer Bekannten ein gutes Wort für die arme Witwe einlegen können; aber Frau Mende war ein selbstsüchtiges Weib und machte sich nicht gerne anderer Leute wegen Mühe. Oft traf Gustav bei seiner Rückkehr die Mutter in Thränen an, und so wollte der treuherzige Knabe ihr nicht noch mit seinen Klagen das Herz schwerer machen. Bei seinen Fragen waren manche Leute freundlich gewesen, wenn sie ihm auch keine Auskunft geben konnten; aber viele spotteten oder schalten ihn ärgerlich. Besonders, wenn er dieselben Personen zweimal ansprach. Bei den vielen Straßen und den Läden, welche sich so ähnlich sahen, geschah ihm dies öfters. Immer ängstlicher war es dem Knaben zumute geworden und häufig war er nahe daran gewesen, die Sache aufzugeben. Dann kehrte aber immer die Erinnerung an die Worte seines Vaters zurück: „Schlagen auch deine Versuche hundertmal fehl, so mußt du den Mut nicht verlieren und immer wieder aufs neue versuchen.“ Vertrauensvoll richtete sich alsdann Gustavs Blick himmelwärts und bat um Kraft, seine Pflicht treu zu erfüllen.

Die mitgebrachte Summe schmolz immer mehr zusammen, besonders, als der Winter kam und sie Holz brauchten. Da war die kleine dreijährige Elsa erkrankt und hatte die Rachenbräune bekommen; die Krankheit trat gleich so heftig

auf, daß der herbeigerufene Arzt ihr nicht helfen konnte. Gustav war der Verzweiflung nahe gewesen, als er neben der kleinen Leiche kniete und seine Mutter auf ihrem Bette ausgestreckt sah, die durch die Pflege ihres Töchterchens und die vielen Sorgen angegriffen war. Aber dann sagte er sich, daß Gott sie nicht verlassen könne, und sich zu seiner Mutter hinschleichend, flüsterte er ihr zärtlich ins Ohr, sie solle nicht so bitterlich weinen, Elsa sei glücklich im Himmel und bald werde ihnen Gott gewiß aus der Not helfen. Das war der schwerste Augenblick für sie alle gewesen, als die kleine Leiche nach dem fremden Gottesacker hinausgetragen wurde; dieser war so weit fort, zuhause stand das Pfarrhaus neben dem Kirchhofe, und sie hatten dort oft an den Gräbern gespielt.

So war der Weihnachtsabend herbeigekommen, und Frau Eichstädt saß mit ihrer kleinen Tochter im kalten, dunkeln Zimmer, denn ihr Holz war ausgegangen, keine Kerze, kein Öl im Hause, und an diesem Morgen hatte die Witwe ihren letzten Pfennig ausgegeben, nachdem die Begräbniskosten fast den ganzen Rest des mitgebrachten Geldes aufgezehrt hatten. Ada stand jetzt am Fenster und blickte die vielen Häuser an, welche man von der hohen Dachstube übersehen konnte: „O, Mama,“ rief sie, „die unzähligen Lichtchen! Sieh doch, überall werden sie angesteckt! Wenn ich doch nur ein Vögelchen wäre, ich wollte husch, husch von einem Fenster zum anderen fliegen und hineinschauen, um mich mit den Kinderchen zu freuen. Und die haben gewiß warm, da käme ein bischen Hitze durch die Fenster, und ich könnte meine Händchen daran wärmen, die sind so kalt, so sehr kalt — — Und wenn ich ein Vögelchen wäre, dann

würde ich an die Scheiben picken, und die Kinderchen gäben mir Brot, — — o, wie würde das gut schmecken!" Sie brach plötzlich ab, denn von der andern Seite der Stube her hörte sie ein lautes Schluchzen. Rasch lief Ada auf ihre Mutter zu: „Warum weinst du, Mama, du arme Mama?" fragte sie; „du denkst wohl an Elsa? Weißt du, die ist bei den Engeln oben. Ob sie im Himmel auch Christbäume haben und Weihnachtsabend feiern? Dann nimmt unser Heiland gewiß Elsa in die Arme, wie er es hier bei den Kinderchen that, und hält sie in die Höhe, weil sie so klein ist, damit sie die Lichtchen besser sehen kann. Und dann erzählt ihm Elsa von uns, wie arm wir sind, und er schickt uns Holz und Kerzen und Brot und —"

Die Mutter hatte das Kind in ihren Armen aufgefangen und bedeckte dessen Gesichtchen nun mit Küssen: „Ja, mein Herzchen, er wird für uns sorgen," sagte sie.

In dem Augenblick ging die Thüre auf: „Mutter, Ada, wo seid ihr?" rief Gustav. „Ach so, es ist wahr, ihr hattet keine Kerze mehr! — — Denkt euch, hier bringe ich eine, die gute Frau schenkte sie mir, und noch mehr! Ich will jetzt Licht machen; aber ich muß vorsichtig sein, denn wir haben nur noch drei Schwefelhölzchen, und die anderen brauchen wir nachher; ihr werdet schon sehen, warum!" rief er frohlockend. Man hörte einen Strich: „Gott sei Dank, es versagt nicht," fuhr Gustav fort, indem die kleine Flamme aufloderte.

Mit weit geöffneten, vor Neugier funkelnden Äugelchen stand Ada da, und hastig strich sie sich das wollige, hellblonde Haar von dem Gesichtchen hinweg, ihre Backen glühten: „O, jetzt ist es nicht mehr dunkel," jubelte sie.

„Wo hast du die Kerze her, mein Sohn," fragte Frau Eichstädt, auch herbeikommend.

„Ja, ich will dir es lieber zuerst erzählen," entgegnete Gustav.

In dem Augenblicke ertönte ein lautes Klopfen, dann ein Schnarren, wie von einer Säge, Gustav blickte rasch nach der entgegengesetzten Wand hin.

„Joko war in großer Aufregung," sagte Frau Eichstädt lächelnd; „ich habe immer so Angst, wenn du fort bist, ihn in der Stube herumhüpfen zu lassen, denn es gibt so viele Katzen im Hause, und da könnte leicht eines dieser heimtückischen Tiere sich unversehens hereinschleichen und unserm guten Joko etwas zuleide thun. Er nimmt mir es aber sehr übel, daß ich ihn zur Gefangenschaft verdamme, und wenn ich an ihn herantrete, wendet er mir verächtlich den Rücken zu. Heute spielte er uns einen schlimmen Streich; zu meinem Schrecken fehlten mehrere Löffel, und ich konnte gar nicht begreifen, wo sie hingekommen seien. Zum Glück erinnerte ich mich, daß man uns vor den diebischen Neigungen der Dohlen gewarnt hatte, und suchte überall nach; endlich fand ich hinter dem einen Bette die Löffel und ein paar andere Sachen, deren Funkeln ihn zum Diebstahle verlockt hatten. Du hättest sehen sollen, wie sorgfältig er sie aufgehoben hatte, und er machte einen großen Lärm, als er sie entdeckt sah. Ich sperre ihn nicht gern ein, denn sein jetziger Käfig ist viel kleiner als der frühere, auch verdirbt er sich an den Stäben die Federn; deswegen befreie ihn, du kannst auf ihn achtgeben."

Gustav eilte auf den Käfig zu, stieg auf einen Stuhl und öffnete die Thür. Rasch flog der Vogel auf den Tisch,

neben dem der Korb seines kleinen Herrn stand. Kaum hatte Joko dort Fuß gefaßt, als er ärgerlich mit dem Schnabel hackte und laut schnarrende Töne ausstieß, indem er nach Frau Eichstädt hinübersah. „Ua, ua," krächzte er dann. Gustav hatte dem Lieblinge seinen eigenen Namen lehren wollen und ihm endlich diese Töne beigebracht.

Frau Eichstädt lächelte auf's neue: „Siehst du, mein Sohn," sagte sie, „er beklagt sich bitter über mich."

„Wie kannst du so undankbar sein, Joko," schalt der Knabe; „sie that es nur aus Liebe für dich!" und er streichelte das dunkle Gefieder des Vogels.

Joko schmiegte sein Köpfchen zutraulich an seines kleinen Herrn Hand, dann flog er aber hastig auf den Tragkorb zu und versuchte mit seinem Schnabel den Deckel wegzuschieben. „Sieh, sieh! du merkst, was darin ist," lachte Gustav; „du sollst auch etwas davon haben, du armer Kerl, du warst heute knapp gehalten!"

Des Bruders Blick fiel jetzt auf sein Schwesterchen. „Du wolltest uns etwas erzählen," sagte dieses, mit den Füßchen vor Ungeduld trippelnd und die Händchen zusammenschlagend.

„Ihr wißt, daß ich gleich nach Tisch fortging, und ich war sehr traurig, denn wir hatten unsere letzten Lebensmittel gegessen, und ich wußte nicht, woher ich bis zum Abend etwas für euch bekommen sollte, und dann dachte ich daran, wie kalt ihr zuhause ohne Feuer sein würdet, und — —"

„Mein guter Junge, du denkst nur immer an uns!" rief die Mutter.

„Ich bin ein Knabe," entgegnete Gustav rasch; „ich kann schon etwas ertragen! Ich sagte mir, daß ich noch

eifriger im Nachfragen sein müsse als vorher. Endlich ging ich in eine Straße, die ich noch nie betreten zu haben glaubte, und in den ersten besten Konditorladen. Die Leute standen darin dicht gedrängt, alle wollten noch für den Abend einkaufen. Ich wartete, bis die Reihe an mich käme. Da redete mich die Besitzerin des Ladens plötzlich an und fragte mich, was ich wolle. In dem Augenblick erkannte ich sie und sah, als es zu spät war, daß ich schon zweimal hier gewesen sei. Das letzte Mal hatte mich die Frau schon tüchtig ausgezankt. In meiner Angst fuhren mir die Worte heraus, welche ich schon so oft gesprochen habe: ‚Ich suche meine Tante; wissen Sie nicht, wo sie ist? Sie hieß Eichstädt, ehe sie heiratete — —' Die Frau ließ mich nicht weiter sprechen, dann gab sie mir einen Stoß, daß ich hinten an die Wand fuhr. ‚Das wird mir doch zu bunt!' rief sie; ‚wollen Sie mir es glauben, meine Herrschaften, das ist schon das dritte Mal, daß der Bengel mit seinen albernen Fragen herkommt; ich glaube, er thut es nur, um mich zu ärgern! Und heute abend muß er mich noch gar quälen, wo es so viel zu thun giebt!' Alle Augen wandten sich mir vorwurfsvoll zu, und ich konnte es ihnen ansehen, daß sie mich für einen sehr unartigen Knaben hielten. Ich hatte keine Ursache, mich zu schämen; aber ich konnte mich nicht verteidigen und wollte fortgehen; da hielt mich eine Frau auf. Sie hatte einen dicken Mantel an, eine große Kapuze auf und trug einen Korb am Arme. ‚Begleite mich, mein Junge,' sagte sie freundlich, ‚und erzähle mir, was du willst; die Frau hätte nicht so hart gegen dich sein sollen, denn du hattest gewiß nichts Schlimmes vor.' — Ich sagte ihr alles, und wie groß meine Sehnsucht sei, die Tante zu finden,

weil wir kein Geld haben. Die Frau schüttelte den Kopf. ‚Das konnte dein Vater in seinem kleinen Dorfe, wo jeder den andern kennt, nicht wissen,' sagte sie, ‚wie schwer es in dieser großen Stadt ist, jemanden zu finden, besonders, wenn man dessen Namen nicht kennt — —' ‚Die Tante hieß Eichstädt!' unterbrach ich die Frau. ‚Das hilft nicht viel;' antwortete sie, ‚wenige werden den Mädchennamen deiner Tante kennen — — doch du mußt den Mut nicht verlieren, mein Kind; man wird sehen, was sich thun läßt. Ich komme viel unter die Leute, und wenn ich auch nicht glaube, daß wir deine Tante finden, so muß euch geholfen werden. Komm du jetzt mit mir nachhause, ich will dir etwas mitgeben; ihr dürft am Weihnachtsabend, wo jedermann sich freut, nicht leer ausgehen, sonst könnte ich bei der Bescherung mit den Meinigen nicht glücklich sein. Morgen gehe ich zu ein paar von meinen Kunden, welche besonders wohlthätig sind, da sollt ihr Holz ins Haus bekommen und etwas zu essen, und deine arme Mutter muß Arbeit haben. — —'"

„Gott segne die Frau!" murmelte Frau Eichstädt, die Hände faltend.

„Ja, Mutter, und sieh mal her, was sie mir mitgab; sie lieh mir den Korb, um alles heimzubringen. Hier ist ein Stück Fleisch und Kartoffeln für unser Mittagessen morgen, und für heute abend kannst du Reis kochen und Äpfelkompott machen."

Ada klatschte in die Hände: „Siehst du, Mama, Elsa hat gebetet, und der Heiland schickt es uns!" jubelte sie.

„Warte nur, Ada, das Beste kommt noch für dich; ich ließ es draußen auf dem Gang, um dich zu überraschen."

Ada folgte ihm auf den Fersen nach; aber lächelnd wies Gustav sie zurück: „Mache die Augen zu, bis ich dich rufe!“ befahl er; „aber sei auch ehrlich und blinzele nicht!“

Es war eine schwere Aufgabe, und sie mußte sich das Gesicht mit den beiden Händchen bedecken, um der Versuchung zu widerstehen. Wie rasch fielen diese, als Gustav „sieh mal her!“ rief. Ada traute ihren Augen nicht; da war ein reizendes Christbäumchen, schön geschmückt mit einer Menge Kerzen. Starr vor Erstaunen stand sie da, Äugelchen und Mündchen weit geöffnet.

„Gelt, das ist hübsch?“ fragte Gustav mit strahlendem Gesichte; „nicht wahr, Mama, sie darf es heute abend anstecken?“

Freudig nickte Frau Eichstädt mit dem Kopf.

„Soll ich es gleich thun?“ rief Gustav, und er wollte sein vorletztes Schwefelhölzchen anstreichen.

Doch Ada hielt ihn auf, ihr rosiges Gesichtchen war sehr ernst geworden. „Thue es noch nicht, Gustav, warte —— Mama,“ fuhr sie eifrig fort, „weißt du was, wir gehen mit dem Bäumchen an Elsas Grab; Gustav steckt seine zwei Schwefelhölzchen ein, und dann zünden wir es dort an. Du sagtest, Elsa könne uns sehen, auch Papa, dann freuen sie sich im Himmel mit, und wir sind alle zusammen glücklich.“

Frau Eichstädt antwortete nicht, sie kämpfte mit ihren Thränen.

„Ach ja, Mama, thue es doch,“ rief Gustav, „Ada hat Recht, das wäre das Allerschönste! Bitte, erlaube es, du machst uns dadurch eine so große Freude!“ und der Knabe schmiegte sich liebevoll an seine Mutter.

Frau Eichstädt fürchtete die Kälte; aber sie konnte den Bitten ihrer Kinder nicht widerstehen. Sie beugte sich herab und küßte ihres Sohnes Stirne: „Ich will erst für heute abend kochen," sagte sie mit zitternder Stimme, „damit wir etwas zu essen haben, wenn wir zurückkehren."

„Mama, wenn wir doch nur die Tante finden könnten!" rief Gustav; „du kannst dir gar nicht denken, wie traurig es mich machte, als die Frau es für unmöglich hielt. Die Tante muß doch in der Stadt sein, wenn wir nur wüßten, wo."

Ada war ans Fenster getreten, um wieder die vielen Lichtchen anzusehen; jetzt schaute sie die unzähligen Sterne an, welche am wolkenlosen Winterhimmel blitzten. Sie hatte des Bruders Worte gehört: „Mama," sagte sie nachdenklich, „du erzähltest uns, ein Stern habe den Weisen aus dem Morgenlande gezeigt, wo das Jesuskindlein sei; könnte der liebe Gott uns nicht auch ein Sternchen schicken, wenn es auch ein ganz winziges wäre, damit es uns an das Haus führt, wo die Tante wohnt?"

„Bedenke, mein Kind, das war etwas Anderes; der Sohn Gottes kam vom Himmel herab, um für uns Menschen zu leben und zu sterben, doch wir sind gar geringe Leute — —"

„Ja, Mama, aber du sagtest neulich, zu den Geringsten sei der Heiland gekommen! da könnte er uns doch am Ende ein Sternlein schicken. Wir wollen heute abend den Himmel recht ansehen; vielleicht fängt eines an, sich zu bewegen, dann gehen wir ihm nach."

Die Mutter antwortete nicht.

Gustav stand jetzt neben seinem Schwesterchen am

Fenster, auch er blickte zum Sternenhimmel empor. Er hatte seit mehr als zwei Monaten versucht, die Tante zu finden, hatte keine Mühe gescheut, keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen lassen, und alles war nutzlos gewesen; jetzt wußte er nicht mehr, wo aus und wo ein. Da kehrten andere Worte des Vaters in sein Gedächtnis zurück: „Ist es mit deinem Thun vorbei, mein Sohn, siehst du keinen Ausweg, wie du auch nachsinnst und so groß auch die Not ist, dann harre geduldig, denn dann kannst du sicher sein, daß des Herrn Hilfe nahe ist. — Er wartet nur, damit dein Vertrauen zu ihm gestärkt werde."

* * *

Strahlender Kerzenglanz beleuchtete die große Stube, drei kleine Mädchen umsprangen jubelnd den prächtigen Weihnachtsbaum, immer wieder zu ihren Schätzen hineilend, welche das Christkindchen für sie auf drei Tische hingelegt hatte. Auf dem nahestehenden Sofa ausgestreckt, lag eine bleiche Dame, und neben ihr saß ein stattlicher Herr, dessen Haar schon anfing grau zu werden. Sein sonst so freundliches Gesicht war sehr besorgt, als er seine kranke Frau betrachtete. Diese merkte es nicht, denn sie war ganz im Anschauen ihrer geliebten Kinder versunken, und deren Freude schien sie sehr zu beglücken.

„Ich bin so dankbar, Emil, daß Gott mich diesen Abend noch erleben ließ," sagte sie dann so leise, daß die Kinder es nicht hören konnten; „die Erinnerung an den letzten Weihnachtsabend mit ihrer Mutter wird meinen Töchterchen gewiß vorschweben, wenn ich längst nicht mehr bei ihnen bin."

Hastig legte Oberst Struensee die Hand vor sein

Gesicht. „Ich weiß, Emil," fuhr seine Frau fort, „daß die Trennung dir sehr schwer werden wird; es war ein herber Kampf, bis ich mich freudig dem Willen Gottes fügen konnte. Aber wir sind Christen, und für diese ist der Tod nur ein Heimgang zum Vater; oben werde ich euch alle erwarten."

Der Oberst nahm die abgezehrte Hand seiner Frau und küßte sie zärtlich: „Wir waren eine so glückliche Familie, — —" sagte er.

„Ja," unterbrach ihn die Kranke, „Gott war sehr gnädig, und ich kann ihm nicht dankbar genug dafür sein! Du bist auch sehr gut gegen mich; du dachtest immer nur an mich und die Kinder! Oft habe ich mich eines Spaziergangs erinnert, den ich kurze Zeit, nachdem ich dich kennen gelernt hatte, mit dir machte; wir erstiegen mit unserer Gesellschaft einen Berg, du gingst uns voraus, und indem du weiterschrittest, entferntest du unaufhörlich die Steine und Äste aus dem Wege, damit wir eine freiere Bahn bekämen. Das zeigte deinen Charakter; so ist es immer dein heißer Wunsch gewesen, andern zu helfen, ihnen auf jede Weise das Leben zu erleichtern und ihr Herz zu erfreuen." Von den Eltern unbemerkt, waren die Kinder herbeigekommen; sie hatten eine Frage an die Mutter richten wollen und hörten deren letzte Worte.

Liebevoll schmiegte sich die elfjährige Lina an ihren Vater; „du guter Papa," sagte sie, „ich möchte so gern werden, wie du bist!"

„Ich auch, ich auch!" rief das achtjährige Klärchen, die Ärmchen ausstreckend, als Aufforderung, daß der Vater sie auf seinen Schoß hebe, und das Nesthöckchen spitzte sein Mündchen, um den so gern gegebenen Kuß zu empfangen.

Mit leuchtenden Augen sah Frau Struensee dem Treiben ihrer Kinder zu: „Ja, ihr habt recht, meine Lieblinge,“ sagte sie dann gerührt, „ihr dürft auf euren Vater stolz sein! Ihr müßt mir versprechen, ihn in Zukunft immer lieber zu haben und alles zu versuchen, ihn glücklich zu machen. Kommt her und thut es!“

Die Kinder wunderten sich darüber, daß der Mutter Stimme so feierlich klang, etwas in deren Wesen machte sie befangen; aber sie gaben das Versprechen gern. Dann sprangen sie wieder zu ihren Geschenken hin, und bald hörte man ihr heiteres Geplauder. Die Kranke lag einige Zeit still da. „Heute sind alle Menschen, welche ich je im Leben gekannt habe, vor meinem Gedächtnisse aufgestiegen,“ sagte sie endlich; „es war mir, als müsse ich in Gedanken von ihnen Abschied nehmen. Und da machte ich mir Vorwürfe —“

„Du dir Vorwürfe machen, Anna?“ fragte ihr Mann.

„Ja, du weißt, daß ich wenig Verwandte in der Welt habe, und die wenigen hätte ich nicht so vernachlässigen sollen. Gott hat diese Familienbande nicht umsonst geknüpft; er will, daß wir uns gegenseitig Gutes thun sollen. Besonders habe ich an den Pfarrer Eichstädt gedacht, von welchem ich seit so langen Jahren nichts hörte. Der bescheidene Mann wagte es gewiß nicht, sich an uns zu wenden, weil wir eine höhere Stellung in der Welt haben. Als Hauptmann Heldwangen ihn traf, ließ er uns grüßen; ich hätte ihm damals schreiben sollen, wie ich vor hatte, aber nachher vergaß ich es. Wenn ich gehört hätte, daß es ihm schlecht ginge, würde ich es jedenfalls gethan haben; aber sie seien glücklich und in guten, wenn auch sehr bescheidenen Verhältnissen, hieß es. Versprich mir, daß du ihm nach

meinem Tode schreibst und ihm sagst, wie leid es mir that, sie vernachlässigt zu haben.“

Der Oberst nickte mit dem Kopf. „Die Frau deines Verwandten war eine Gouvernante, ehe sie heiratete, nicht wahr?“ fragte er dann nachdenklich.

„Ja, und man sagte mir, daß sie eine ausgezeichnete Lehrerin gewesen sei und obendrein eine wirklich fromme, gute Frau. —— Doch das erinnert mich an etwas, um das ich dich bitten wollte. Du weißt, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, vor meinem Tode eine vortreffliche Gouvernante für unsere Kinder zu finden; ich möchte die Dame selbst prüfen, damit ich mich überzeugen darf, daß ich meine Lieblinge in guten Händen zurücklassen werde. Deswegen gab ich allen meinen Bekannten, auf deren Urteil ich mich verlassen kann, den Auftrag, jemanden zu suchen; aber bis jetzt war ich mit keiner einzigen von den mir geschickten Personen zufrieden. Heute wurde mir eine Dame ganz besonders empfohlen, und es hieß, sie sei nur abends zu sprechen; deswegen bat ich dich, die Bescherung früh zu richten, damit du nachher noch hingehen könntest. Nicht wahr, du thust mir den Gefallen? Du weißt, daß ich keine Zeit verlieren möchte, weil Gott mich sehr bald abrufen kann. Möge er mein Gebet erhören, daß dieses nicht geschieht, ehe die Sache abgemacht ist. Nicht wahr, du gehst?“

Der Oberst drückte die Hand seiner Frau, er konnte nicht antworten. „Sprich mit ihr, versuche auszufinden, ob sie dafür paßt, unsern Kindern die Mutter zu ersetzen, und bestelle sie mir auf morgen.“

„Ja, A n n a, ich werde alles gewissenhaft thun und gleich hingehen; wo wohnt sie?“

Frau Struensee nannte die Straße.

„Das ist in der Nähe des Friedhofs; nicht wahr?"

„Ja, es ist weit entfernt. Laß dir den Wagen anspannen; ich befahl dem Kutscher, sich für diese Zeit bereit zu halten."

„Nein, Anna, ich will lieber gehen; es friert, aber es ist eine stille Kälte, und die Luft wird mir gut thun, denn der Kopf brennt mir. Eine solche klare Winternacht beruhigt mich immer; man sieht über sich Gottes herrliche Sterne und erinnert sich, wer sie alle lenkt, so daß keines sich von seiner Bahn verirrt; man fühlt es dann klarer als sonst, daß wir Menschen uns sicher auf des himmlischen Vaters fürsorgende Liebe verlassen können."

„Ja, Emil," sagte seine Frau, „es scheint hart, daß sich unsere Wege jetzt trennen müssen; aber ich gehe nur früher in den Himmel ein, du machst einen größeren Umweg; aber du folgst mir nach — —"

„Ja, dem lieben Gott sei Lob und Dank dafür!" sagte ihr Mann, ihr gerührt die Hand reichend, um ihr lebewohl zu sagen. —

* * *

Frau Eichstädt war mit ihren Kindern an dem frisch aufgeworfenen Erdhügel angekommen, unter welchem der kleine Körper ihres geliebten Töchterchens ruhte. Sie wollte Gustav und Ada nicht traurig machen, deswegen hielt sie mühsam ihre Thränen zurück, mußte sie doch an das ferne Grab ihres Mannes denken, welches sie vielleicht niemals mehr im Leben wiedersehen sollte.

Gustav stellte das Bäumchen auf den kleinen Hügel hin; mit laut schlagendem Herzen strich er sein Zündhölzchen

an; es galt vorsichtig zu sein, denn das letzte mußte aufgehoben werden, um zuhause die Kerze anzustecken. Als es aufflammte, blitzte des Knaben hübsches Gesicht freudig, und auch Ada jubelte.

Bald brannten alle Kerzchen. „Glaubst du, Mama, daß sie es sehen?" fragte das kleine Mädchen, unverwandt den Himmel anschauend.

„Ich hoffe es," antwortete Frau Eichstädt leise; ihre Thränen ließen sich nicht mehr zurückhalten.

Gustav sah, wie schmerzlich das Gesicht seiner Mutter zuckte, und er konnte sich denken, was sie fühlte. Ihm ward es jetzt unaussprechlich bange zumute: „Was soll aus Mama und Ada werden?" dachte er; „mein Gott, wenn sie verhungern oder erfrieren müßten! Und wo sollen wir morgen hingehen?"

„Mama, es bewegt sich kein Stern," sagte Ada traurig; „ich meinte immer, einer würde uns den Weg zeigen."

Gustav faltete die Hände: „Nein, ich sehe keinen Ausweg," dachte er beklommen. Leise schlich er sich von dannen und sank neben einem entfernten Grabhügel auf die Kniee nieder. Hier konnte ihn kein Mensch hören, hier durfte er dem lieben Gott sein Herz ausschütten. „Ich weiß nicht mehr, was ich thun soll," betete er laut; „ich habe alles versucht, du weißt es; nun habe Erbarmen mit uns, lieber Gott! Gieb meiner armen Mutter und der kleinen Ada etwas zu essen und Holz, daß sie nicht erfrieren müssen. Zeige uns den Weg, du kennst ihn!" Gustav brach ab, denn sein Herz drohte zu zerspringen, und lautes Schluchzen entfuhr seinen Lippen. Plötzlich zuckte er erschreckt zusammen, denn eine Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt;

aber dann atmete er erleichtert auf, als er beim Schein der Sterne das milde gütige Gesicht erblickte, welches sich zu ihm herabgebeugt hatte.

„Welchen Weg möchtest du wissen, mein Kind?“ fragte der neben ihm stehende Herr.

„Den Weg zur Tante; kennen Sie ihn vielleicht? O, ich habe ihn so lange gesucht, und niemand konnte ihn mir zeigen, und doch ist es für Mama und Ada so notwendig, sonst müssen sie verhungern oder erfrieren.“

Als Oberst Struensee am Kirchhof vorüberging, hatte er durch die eine Gitterthüre hinter den Gräbern einen eigentümlich grellen Schein gesehen und darauf den Gottesacker betreten, um nachzuschauen, was das bedeute. Dann hatte er während einiger Zeit die Mutter und ihre zwei Kinder beobachtet; als aber Gustav sich entfernte, war er diesem nachgefolgt und hatte dessen Gebet mit angehört.

„Deine Tante soll euch wohl helfen,“ fragte der Herr teilnahmsvoll.

„Ja, als der Papa starb, sagte er, Mama müsse nach München reisen, um die Tante aufzusuchen, die werde ihr gewiß zeigen, wie sie ihr Brot verdienen könne. Mama war früher eine Gouvernante und weiß sehr, sehr viel,“ rief der Knabe stolz; „Papa sagte mir oft, eine bessere Lehrerin könne man weit und breit nicht finden.“

Der Oberst war zusammengefahren. „Wie heißt die Tante, welche ihr sucht?“ fragte er gespannt.

„Das weiß ich eben nicht — —“

„Du weißt es nicht!“

„Das machte gerade die Leute so böse, sie sagten, ich sei ein einfältiger Bursch, jemanden suchen zu wollen, den

ich nicht einmal dem Namen nach kenne. Papa wußte nur, daß die Tante früher wie wir, Eichstädt, hieß —“

„Eichstädt?“ — war dein Vater Pfarrer in Sommerwalde?“

Gustav fuhr in die Höhe und strich sich eilig das dunkelblonde Haar von der Stirne zurück, um den Herrn besser ansehen zu können, traute er doch seinen Ohren nicht. „Kennen Sie meinen Vater?“ fragte er.

„Nein, mein Kind, leider nicht — — o, wie unerforschlich sind Gottes Wege — — doch ich möchte noch mehr hören,“ fuhr der Oberst fort, „wie ihr herkamt, — was ihr seitdem gethan habt und wie es kommt, daß es euch jetzt so schlecht geht?“

Gustav gehorchte bereitwilligst. Als er eben erzählte, daß er mit Lebensmitteln für heute und morgen zu den Seinigen zurückgekehrt sei, dann aber erfahren habe, daß die grausame Wirtin sie am Weihnachtstage zum Hause hinausjagen und alle ihre Sachen behalten wolle, da rief von weitem Frau Eichstädts Stimme: „Gustav, wo bist du? es ist sehr kalt, und wir müssen nachhause zurückkehren.“

„Führe mich zu deiner Mutter hin,“ redete der Oberst den Knaben an. Gustav schritt dem Fremden voraus, und Ada lief ihrem Bruder rasch entgegen, als sie diesen sah.

„Warum gingst du fort?“ rief sie; „es war so schön, und die Lichterchen brannten so lange, daß es eine Freude war — —“ Jetzt stutzte sie; denn sie bemerkte den Herrn.

„Ihr Söhnchen hat mir eben Ihre Lebensschicksale erzählt,“ sagte der Oberst, seinen Hut höflich abnehmend, „und ich höre, Frau Eichstädt, daß Sie schon seit längerer Zeit eine Verwandte Ihres verstorbenen Mannes suchen?“

Die Witwe sah den Fremden erstaunt an.

„Ich ahnte nicht,“ fuhr dieser fort, „als mir meine Frau den Auftrag gab, der mich hier vorüberführte, wen ich hier treffen sollte. Der Schein Ihres Christbäumchens erregte meine Neugier, und ich wollte nachsehen, was es sei — — doch, entschuldigen Sie, ich will mich vorstellen, ich bin der Oberst Struensee, meine Frau hieß Eichstädt und ist — —“ er hielt inne, denn Gustav war an ihn herangetreten; beim ersterbenden Licht der letzten Kerzchen konnte man das erregte Gesicht des Kleinen deutlich sehen.

„Sie kann doch unsere Tante nicht sein?“ rief er, „unsere Tante, die wir schon so lange suchen?“

„Ja, mein Kind, sie ist die Verwandte eures Vaters, zu welcher dieser euch schickte, und sie wird sich unendlich freuen, eure Bekanntschaft zu machen. Erst heute,“ fuhr er fort, sich an Frau Eichstädt wendend, welche starr vor freudigem Staunen dastand, „sprach sie von Ihnen und Ihrem verstorbenen Manne und machte sich Vorwürfe, daß sie sich nicht mehr um sie beide bekümmert habe. Vergeben Sie uns, Frau Eichstädt, ich bitte in meinem und meiner Frau Namen darum,“ und er reichte der Witwe seine Hand, in welche sie mit leuchtenden Augen die ihrige legte. „Wenn Sie es erlauben, begleite ich Sie nachhause; bei dem langen Stehen hier müssen Sie sehr kalt geworden sein. Kommt, Kinder; ich denke, ihr sollt den Onkel bald lieb gewinnen.“

Sie schritten rasch der Kirchhofsthüre zu. „Ich höre, daß Ihre gefühllose Wirtin Ihnen plötzlich gekündigt hat,“ fuhr der Oberst fort.

„Ja, morgen, am Weihnachtstage, müssen wir ausziehen, und Gott weiß allein, wo ich hingehen soll — —“

„Vorerst biete ich Ihnen in meinem Hause Gastfreundschaft an,“ sagte der Oberst herzlich, „bis sich etwas Weiteres für Sie findet.“

„Wir sind drei Menschen,“ antwortete die Witwe schüchtern.

„Unser Haus ist groß, und wir haben Raum genug.“

Ada schmiegte sich zutraulich an den Oberst; „darf Joko auch mit?“ fragte sie ängstlich.

„Wer ist Joko?“

„Gustavs Dohle, die er so lieb hat.“

„Gewiß, für die wird sich auch ein Plätzchen finden.“

Gustav und sein Schwesterchen waren seelenvergnügt; lustig plaudernd gingen sie ihres Weges dahin; wie plötzlich und unerwartet hatte sich alles verändert. Jetzt war es mit der Not und der Sorge vorbei!

„Die Tante wird gewiß der Mama helfen, eine Schule anzufangen, wie es Papa wünschte?“ fragte Gustav endlich.

„War das Ihre Absicht?“ erkundigte sich der Oberst.

Frau Eichstädt bejahte es. „Das schien das Beste zu sein,“ sagte sie, „weil ich alsdann meine Kinder bei mir behalten darf, — das wäre mir das Schwerste, mich von ihnen trennen zu müssen.“

„Das sollen Sie auch nicht,“ sagte der Oberst bestimmt; „doch jetzt brauchen wir uns noch keine Sorge darüber zu machen, erst sollen Sie längere Zeit bei uns ausruhen.“

Plötzlich stutzte Gustav. „Ach, die Miete,“ rief er; „wenn wir sie nicht bezahlen, behält Frau Mende unsre Sachen, und es sind so viele Andenken darunter von Papa.“

„Wenn ich mich für das Geld verbürge, dann wird Ihnen die hartherzige Frau keine Hindernisse weiter in den

Weg legen," tröstete der Onkel. „Überlassen Sie mir Ihre Zukunft, Frau Eichstädt; vertrauen Sie mir, wie Sie es bei einem Bruder thun würden." Und der Oberst hielt sein gegebenes Wort. Am folgenden Tag verließ die Witwe die erbärmliche Mietswohnung mit ihren Kindern.

In den zwei Monaten, in welchen Frau Struensee noch lebte, lernte sie die neue Verwandte so sehr achten und lieben, daß sie dieser sterbend ihre Kinder mit beruhigtem Herzen anvertrauen konnte. Frau Eichstädt sollte des Obersten Haus bewohnen und die drei Töchterchen desselben mit ihrem eigenen erziehen. Gustav durfte ins Gymnasium gehen und später die Universität besuchen, um seinem Wunsche gemäß Pfarrer zu werden.

Joko hatte auch alle Ursache, zufrieden zu sein; er bewohnte den in einem Saale für ihn errichteten großen Drahtkäfig, welcher, selbst so umfangreich wie eine kleine Stube, mehrere schöne Bäume in Töpfen enthielt. Dort konnte sich der Vogel nach Herzenslust bewegen und seine Kunststücke machen. Oft krochen die Kinder durch die kleine Thüre in seine Behausung, um ihm einen Besuch zu machen; aber die anderen thaten es nur in Gustavs Gesellschaft, weil sie sonst keine sehr gnädige Aufnahme fanden.

Jahre sind seitdem vergangen, die mutterlosen Kinder hängen mit warmer Liebe an ihrer Erzieherin, und diese erwidert ihre Liebe aufs innigste. Die Witwe gedenkt mit zunehmender Dankbarkeit der Stunde, wo sie mit dem Oberst zusammengeführt wurde; die Hände faltend, sagt sie alsdann: „Ja, wahrlich, Gottes Wege sind wunderbar, und er führt alles herrlich hinaus."

Wohlthun trägt Zinsen.

Es war Winterzeit. Die Straßen von A., einer Bergstadt in Thüringen, waren hie und da mit Glatteis überzogen. Denn es hatte Tags zuvor geregnet und über Nacht gefroren. Die liebe Schuljugend hatte ihre innige Freude daran; und mancher Knabe, welcher eilen mußte, zum Anfang der Schulstunden noch zurechtzukommen, nahm sich vor, nach dem Schlusse derselben nachzuholen, was er jetzt notgedrungen versäumen mußte. Dabei war freilich vorausgesetzt, daß ihm die liebe Sonne nicht einen Strich durch die Rechnung mache, indem sie das Eis schmelze oder doch seine glatte Oberfläche zerstöre. Ältere Leute dagegen fanden das Glatteis, welches stellenweise die ganze Breite der Straße einnahm, nicht nur höchst unbequem, sondern sogar gefährlich und wünschten, daß die Sonne recht bald mit voller Macht darauf scheinen und es zerstören möge. Sie hätten es gern gesehen, wenn die Hausbesitzer vor ihren Häusern Sand oder Asche gestreut hätten, um das Eis unschädlich zu machen. Auf diesen Gedanken war aber die Polizei noch nicht gekommen, und die Bürger scheuten die Mühe und Ausgabe, wenn sie ihnen nicht direkt anbefohlen wurde. Daher blieb, wie so manches andere, auch dies ein frommer Wunsch, zu dessen Ausführung vorderhand noch keine Aussicht war. Wäre einer der angeseheneren Väter der Stadt auf dem Eise ausgeglitten und gefallen, so wäre es dazu gewiß schon gekommen. Das war aber noch nicht passirt, und so den gleitlusti-

gen Knaben die ihnen so liebe Hoffnung auf den Genuß einer frohen Eisfahrt auf glatten Stiefelsohlen erhalten geblieben.

Die Thurmuhr schlug elf; da kam ein schon ältlicher, etwas gebückt gehender Mann in abgetragener Kleidung die ziemlich abschüssige Straße herab. Vor einer besonders glatten Stelle angelangt, gerade der Stadtschule gegenüber, blieb er einen Augenblick stehen und sah sich um, ob er nicht irgendwo einen eisfreien Durchgang erspähen könne, wie der Missionar im grönländischen Boot, wenn er auf einer Berufsfahrt plötzlich ein Feld von dicht zusammengeschlossenem Treibeis vor sich sieht und der Steuermann ihm erklärt, daß der Weg völlig versperrt und nirgends offenes Fahrwasser zu sehen sei. Das Glatteis nahm die ganze Breite der Straße ein. Es blieb dem Manne daher nichts übrig, als entweder umzukehen, oder den Gang übers Eis mit Vorsicht zu wagen. Er entschloß sich nach einigem Besinnen zu letzterem.

Eben hatte er die glatte Fläche betreten: da öffneten sich die Thüren der Stadtschule, und die Hoffnung künftiger Zeiten, die muntere Schar der männlichen Schuljugend, stürzte heraus, wie immer lärmend und fröhlich. Denn die Stunden des Stillsitzens waren endlich vorüber, mit der Angst vor des Lehrers Stock oder strafenden Worten war es für heute vorbei, und dann durfte sie das gehoffte, im stillen schon zum voraus genossene Vergnügen auf dem Eise nun genießen. Während die lustigen Knaben sich drängten und stießen, — denn jeder wollte gern der erste sein — und dazu durcheinander sprachen und schrieen, daß einer kaum sein eigenes Wort verstehen konnte, wandte der alte, etwas gries-

grämige Herr das Haupt, um zu sehen, woher der ungewöhnliche Lärm komme, der sein Ohr traf. Die Regel aber stand damals so fest, wie Jahrhunderte zuvor und noch heute: daß niemand zweien Herren zugleich dienen kann, d. h. in diesem Falle, seine Neugierde befriedigen und zugleich vorsichtig auf glattem Eise wandeln. Während das Haupt einen Augenblick seiner Pflicht vergaß, des Leibes Lenker zu sein, glitt der unbeaufsichtigte Fuß aus, und der Mann that einen schweren Fall, der ihn fast betäubte.

Im nächsten Augenblick war die ganze Rotte mutwilliger Knaben um ihn versammelt und lachte und schrie laut durcheinander. Ist es doch eine bekannte Sache, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht sorgen darf, wie betrübend auch diese Wahrnehmung ist, zumal für den Betreffenden. Zwar wollen wir zur Entschuldigung, wo nicht zur Ehrenrettung der Knaben annehmen, daß es ihnen nicht in den Sinn kam, der alte Herr könne sich Schaden gethan haben. Nur die Bewegungen, welche dem Falle unmittelbar vorausgingen, das Umsichwerfen der Arme und das Greifen nach einem Halte, da keiner war; das Hin- und Herrecken des ganzen Körpers, die angstvollen Mienen waren es, welche ihre Lachlust rege gemacht hatten. Indes ihr lautes und anhaltendes Gelächter hatte doch für den armen Gefallenen, als er von seiner Betäubung wieder zu sich gekommen war, etwas recht Verletzendes, und er begann die „dummen Jungen“ mit Ernst und Eifer zu schelten. Daß er das in einem ihnen fremden und ungewohnten Dialekt that — denn er war ein Preuße und sprach wie ein echtes Berliner Stadtkind, — und daß er in seinem großen Eifer ein wenig ins Stottern geriet, war eben nicht geeignet, ihre einmal ange-

regte Lachlust zu dämpfen. Jedem neu hervorsprudelnden Scheltwort des noch immer auf dem Eise kauernden Mannes, der schon einige vergebliche Versuche gemacht, sich aufzurichten, folgte ein neuer Ausbruch ihres Gelächters. Nur einer der Knaben, ein einziger, stimmte nicht mit ein; er rief vielmehr einigemal, so laut er konnte: „Schweigt doch! Schämt ihr euch denn nicht, des armen Mannes zu spotten? Pfui über euch!“ Aber seine Worte verhallten ungehört, wenigstens unbeachtet; nur der Gefallene selbst schien sie zu bemerken.

Der, welcher jene Worte sprach, war ein Knabe von etwa zwölf Jahren, ärmlich, aber reinlich gekleidet, von ziemlich großer, kräftiger Statur, doch sanftem Blick und freundlichem Aussehen. Als er sah, daß seine Worte nichts über die wilde Schar vermochten, drängte er sich vor, trat zu dem alten Herrn, sprach ihm in ein paar Worten seine Teilnahme aus, bot ihm die Hand und half ihm auf. Auf seine teilnehmende Frage, ob ihn der Fall auch nicht verletzt habe, antwortete jener in einem nicht allzufreundlichen Tone: es sei zwar keines seiner Glieder gebrochen, doch schmerze ihn der rechte Fuß, wenn er darauf trete. „Wenn mich nur die gottlosen Jungen ungeschoren ließen und mir aus dem Wege gingen,“ fügte er polternd hinzu, während sein Angesicht von Zorn gerötet war, „so könnte ich hoffen, meines Weges zu gehen!“ Der Knabe faßte ihn unter dem Arm und sagte freundlich: „Erlauben Sie mir, daß ich Sie führe; Sie können nicht gut allein gehen!“ Seinen Kameraden aber rief er zu: „Macht Platz und laßt uns durch!“ Sie wichen lachend zur Seite.

Dem Fremden wurde es sehr schwer, auf dem glatten

Eise fortzukommen, da sein Fuß ihn schmerzte. Er stützte sich indes auf den Knaben, und diesem gelang es, ihn glücklich hinüberzubringen. Er begleitete ihn bis zum Gasthof, in welchem jener eingekehrt war. Unterwegs fragte der Fremde nach seinem Namen; sonst aber sprach er nichts mit ihm.

Als sich der Knabe an der Thür des Gasthofs von ihm verabschiedete, mit dem freundlichen Wunsche, daß er von seinem Falle keinen dauernden Nachteil verspüren möge: da dankte er ihm kaum, geschweige daß er ihm ein Geldstück zum Geschenk angeboten hätte für seine Aufmerksamkeit und Hilfe. — Der Knabe hätte zwar eine solche Gabe wahrscheinlich ausgeschlagen, denn er war dem armen Gefallenen nicht aus Lohnsucht, sondern aus wirklicher Teilnahme beigesprungen. Dennoch sprach er, als er nun denselben Weg zurückging (seine Wohnung lag in entgegengesetzter Richtung), halblaut vor sich hin: „Der Herr hätte doch ein wenig freundlicher gegen mich sein können; denn ich habe um seinetwillen viel Zeit verloren, und meine Mutter wird sich's gar nicht denken können, warum ich heute so lange ausbleibe, anstatt ihr zu helfen. Vielleicht glaubt sie, ich sei mit den andern aufs Eis gegangen, statt zu arbeiten, und schilt mich aus, wenn ich nachhause komme!"

Darin hatte er sich nun geirrt; denn seine Mutter empfing ihn freundlich. Wohl fragte sie ihn, wo er so lange geblieben wäre, da doch die Schule schon längst aus sei. Als er ihr aber die Veranlassung erzählt hatte, da wurde sie noch freundlicher. „Du hast recht gethan, Gustav," sagte sie, „wie die heilige Schrift uns gebietet. Dem, der unsrer Hilfe bedarf, dürfen wir uns nie entziehen; und des Verachteten und Verspotteten sollen wir uns annehmen, selbst dann,

wenn er selbst Anlaß dazu gegeben hätte, was hier nicht einmal der Fall war. Bleibe dabei, so wird es dir wohlgehen, wenn auch jetzt deine Kameraden dich darum scheel ansehen oder auslachen sollten.“ Letzteres hatten sie wirklich gethan, wie er bemerkt und der Mutter erzählt hatte.

Gustav legte nun seine Schulkleider, die ärmlich und vielfach ausgebessert waren, aber doch seinen besten Anzug ausmachten, ab, zog dafür einen groben Alltagskittel an und setzte sich ans Spulrad, bemüht, die verlorene Zeit durch um so größeren Fleiß wieder einzubringen.

Wir lassen ihn arbeiten, während die Mutter das einfache Mahl für sich und ihn bereitet, und berichten, was wir von seinen Umständen und Verhältnissen in Erfahrung gebracht haben.

Sein Vater war ein armer Weber gewesen und an der Auszehrung gestorben, als Gustav kaum zwei Jahre alt war. Das war zum Teil eine Folge seiner übermäßigen Anstrengungen gewesen, für die Seinen das tägliche Brot, und was sonst zum Leben nötig war, zu erwerben. Die junge Witwe, eine verständige und christliche Frau, war anfangs ziemlich untröstlich, denn sie hatte ihren braven Mann von Herzen lieb gehabt; und was sollte nun aus ihr und ihrem kleinen Gustav werden, nachdem ihr der Versorger genommen war? Doch raffte sie sich bald wieder auf. Sie warf sich dem ganz und unbedingt in die Arme, der verheißen hat, ein Freund und Versorger der Witwen und Waisen zu sein. Sie war arm, aber sie hatte doch das schuldenfreie Häuschen und den Webstuhl ihres seligen Mannes. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie suchte und fand Arbeit. Ein Webermeister, derselbe, für welchen ihr seliger Mann

gearbeitet hatte, gab ihr Beschäftigung. Sie hatte ihrem Manne das Weben abgesehen und es gelang ihr, sich die Zufriedenheit ihres Meisters mit ihrer Arbeit zu erwerben und zu erhalten.

Als ihr Gustav, den sie herzlich liebte und von frühe an in der Furcht Gottes erzog und zu allem Guten anleitete, mehr heranwuchs, wurde es ihr leichter, das Nötige zu verdienen, als sie es im Anfang ihrer Witwenschaft gefunden hatte, da seine Pflege noch viel Zeit in Anspruch nahm und sie selbst noch wenig Übung im Weben hatte. Sobald er in die Schule ging, — das Schulgeld wurde ihr in betracht ihrer Armut erlassen — konnte sie ihre Zeit noch mehr der Arbeit widmen; und als er größer wurde und sie ihn zum Spulen anstellen konnte, arbeitete er ihr fleißig in die Hand. Doch verlangte sie von ihm nicht, daß er nun unausgesetzt arbeitete, wenn er zuhause war. Hatte er sie mit Spulen hinreichend versorgt, so durfte er in ihrem kleinen Hofe für sich spielen, oder sich mit seinen Büchern beschäftigen. Diese waren ihm lieb und wurden ihm immer lieber. Da er gute Anlagen hatte, wurde ihm das Lernen leicht. Er war fleißig, lernte seine Aufgaben gut und machte in der Schule schöne Fortschritte. Dies und sein sittsames Betragen, wodurch er sich vor vielen seiner Mitschüler vorteilhaft auszeichnete, gewannen ihm die Liebe und das Lob seiner Lehrer. Seine Zeugnisse gehörten immer unter die besten, welche am Schlusse eines Vierteljahres auf der Schule erteilt wurden.

Als nun die Zeit näher herankam, in welcher von der Wahl eines künftigen Lebensberufes die Rede sein konnte, da zeigte sich's, daß er den herzlichen Wunsch hatte, bei sei-

nen lieben Büchern zu bleiben und sich auf den Beruf eines Predigers vorzubereiten. Seine Mutter, der er diesen seinen Herzenswunsch entdeckte, wie er denn überhaupt vor ihr keine Geheimnisse hatte, konnte ihm zu ihrem tiefen Schmerze keine Hoffnung zur Erreichung desselben machen. Sie mußte im Gegenteil ihm raten, sich den Gedanken daran ganz aus dem Sinne zu schlagen. Schon das Gymnasium ging weit über ihre Mittel, selbst wenn es ihr gelungen wäre, Freitische für ihn zu bekommen. Aber nun vollends der Unterhalt auf der Universität! Hatte sie es doch bei allem Fleiß noch nicht dahin bringen können, ihm einen neuen Anzug zu schaffen, trotzdem der bisherige immer schlechter wurde und, ob sie ihn gleich fortwährend ausbesserte, kaum mehr zusammenhalten wollte, ihm überdieß viel zu klein geworden war.

„Du wirst wohl Weber werden müssen, wie dein seliger Vater es auch gewesen ist,“ sprach sie eines Tages. „Es ist mir völlig unmöglich, dich studieren zu lassen. Aber benütze nur die zwei Jahre, die du noch zum Schulbesuch vor dir hast, recht treulich. Die so erlangten Kenntnisse können dir einmal später noch recht zustatten kommen. Überlaß deine ganze künftige Führung dem Herrn und bitte ihn, daß er dir die rechte Ergebung in *seine* Wege schenke, wenn diese auch *deinen* Wünschen nicht entsprechen. Welchen Beruf du auch ergreifest: sei getreu in demselben und beweise dich allewege als ein Kind Gottes, so wird es dir nie an dem Nötigen fehlen und du wirst glücklich sein; denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“

Gustav ergab sich in sein Los, aber es kostete ihn doch

manche Thräne, ehe er sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, Weberlehrling zu werden. Nicht daß er den Beruf verachtet hätte oder hochmütig gewesen wäre, aber all sein Sehnen ging einmal auf eine wissenschaftliche Beschäftigung und schließlich auf den Beruf eines Predigers, bei welchem er, wie er meinte, jenes Sehnen auch später fortwährend befriedigen konnte. Er hätte der Ermahnung der Mutter kaum bedurft, sich die beiden noch übrigen Schuljahre recht zu nutze zu machen. Lebte doch seine Seele ganz in dem, was ihm auf der Schule geboten wurde zur Stillung seines Wissensdranges! Seine Lehrer, die seinen Fleiß und seine Talente schätzten und seine Aussichtslosigkeit auf eine denselben entsprechende Fortbildung bedauerten, liehen ihm gern Bücher, in denen er zuhause fleißig las, soviel es seine beschränkte Freizeit ihm gestattete. Auch die Mutter trauerte im stillen darüber, daß es ihr nicht vergönnt sein sollte, seinen Lieblingswunsch, der auch der ihrige war, in Erfüllung gehen zu sehen; aber sie war zu verständig, ihn das merken zu lassen. Um so fleißiger aber betete sie in ihrem Kämmerlein, daß der Herr, der alles vermöge, wenn der Trieb in ihrem Sohne von ihm gewirkt sei, Mittel und Wege schaffen und bereiten wolle, ihren Liebling dereinst einen treuen und gesegneten Diener seines Wortes werden zu lassen, trotz aller ihrer Armut und trotz aller Aussichtslosigkeit.

Jener ältliche Herr, welchem G u s t a v so freundlich und teilnehmend beigesprungen war, als er hilflos auf dem Eise lag, war, was sein Aussehen freilich nicht verriet, ein reicher Fabrikant aus Berlin. Im Begriff, sein Geschäft aufzugeben und sich zur Ruhe zu setzen, war er auf seiner letzten

Geschäftsreise nach A. gekommen, um da ausstehende Gelder einzutreiben. Wir müssen ihn näher kennen lernen.

Herr Hammer (so hieß er) hatte in seinen jungen Jahren mit sehr beschränkten Mitteln ein eigenes Geschäft ganz im kleinen angefangen. Durch eisernen Fleiß, verbunden mit der äußersten Sparsamkeit, sowie durch geschickte Benutzung der Zeitumstände war er rasch vorwärts gekommen, hatte sein Geschäft von Jahr zu Jahr weiter ausgedehnt und war dabei ein wohlhabender Mann geworden. Ob auch ein glücklicher? Wir möchten es bezweifeln. Denn sein Sinn war ein irdischer, nur auf Erwerbung und Anhäufung zeitlicher Güter gerichteter. Die Schätze, die weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen, kannte er nicht, noch wollte er sie kennen lernen; viel weniger strebte er nach ihrem Besitz. Als er schon für reich galt, lebte er noch immer so eingezogen und sparsam wie damals, als er sein Geschäft eben angefangen hatte. Er gönnte sich keinen jener erlaubten Genüsse, die das Leben des Geschäftsmannes erheitern. Gleichwohl war er für sie nicht unempfänglich, wie es sich öfter zeigte, wenn sie ihm von Geschäftsfreunden in der irrigen Voraussetzung, dadurch seine Gunst zu gewinnen und ihren eigenen Vortheil zu fördern, umsonst dargeboten wurden.

So wenig als sich selbst, gönnte er auch andern, zum Beispiel seinen armen Verwandten, einen Genuß von seinem großen Vermögen. Ihre Bitten um Darlehen wurden jedesmal abschläglich beschieden; keiner konnte sich rühmen, auch nur die geringste Unterstützung von ihm empfangen zu haben. „Ich brauche mein Geld selber," pflegte er ihnen zu antworten; „ich habe es mir sauer genug erwerben müssen.

Seid fleißig und sparsam, wie ich es gewesen bin, so werdet ihr auch etwas vor euch bringen. Ein jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Ich würde mich schämen, von andern zu empfangen, was ich mir selbst erwerben kann durch eignen Fleiß und eigenes Geschick." Dabei hatte es sein Bewenden; wie sehr sie auch bitten mochten, sie empfingen nichts. Zuletzt wurde er anzüglich und grob, bis sie nach und nach wegblieben, ohne ihn weiter zu behelligen.

Von Wohlthaten an Arme war vollends bei ihm keine Rede. Für gemeinnützige Zwecke hatte er ebensowenig etwas übrig. Seine Arbeiter erhielten ihren Lohn regelmäßig und pünktlich; freilich war er so kärglich zugemessen, als sie es sich gefallen ließen. Ein Geschenk oder eine Extra-Zulage gab er nie. Daher kam es, daß er bald nicht nur für einen reichen, sondern auch für einen geizigen Mann galt und als solcher gemieden wurde. Das war ihm übrigens ganz recht, da es ihm Ausgaben ersparte, die er nicht ganz hätte vermeiden können, wenn man seine Gesellschaft gesucht hätte. Doch war er bei all seiner Geldliebe ein rechtlicher Mann, der seine Verbindlichkeiten prompt erfüllte und sich nie einen Betrug oder eine Unredlichkeit zu schulden kommen ließ, wie lockend auch die Gelegenheit dazu sein mochte. Das war ebenfalls bekannt und verschaffte ihm einen ungemessenen Kredit, den er wohl zu benutzen wußte zur Vermehrung seines Reichtums.

Er war nie verheiratet gewesen, aus keinem anderen Grunde, als weil er die mit dem Familienleben verbundenen Ausgaben scheute. Seine Haushälterinnen wechselte er öfters. Die eine gab ihm zu viel aus, selbst wenn er den Genuß davon hatte; die andere suchte ihren eigenen Vorteil,

indem sie ihn hinterging und falsche Rechnungen machte; von andern vermutete er es wenigstens, daß sie nicht treu wären, denn er war argwöhnisch, wie alle Reichen, die zugleich geizig sind.

Jetzt war er alt geworden, und das Reisen, welches er meistens selbst besorgte, teils um zu sparen, teils weil er andern nicht traute, fing an, ihm beschwerlich zu werden. Ebenso fiel ihm die unausgesetzte Aufsicht in seinen Fabriken, wenn er zuhause war, schon recht schwer. Darum hatte er endlich nach langem Kampfe mit sich selbst den Entschluß gefaßt, sein Geschäft aufzugeben und sein Vermögen fortan nur durch die Zinsen seiner Kapitalien zu vermehren, von denen er blos den geringsten Teil zu seinem eigenen Gebrauch bestimmte. Vorher aber reiste er noch einmal bei allen seinen Geschäftsfreunden herum, um die noch ausstehenden Gelder einzukassieren und nötigenfalls einzuklagen. So war er auch nach A. in Thüringen gekommen, wie wir bereits gesehen haben.

Als er im Gasthofe drei Tage auf seinem Zimmer verbringen mußte, weil er beim Auftreten Schmerzen im Fuße empfand, gedachte er doch zuweilen des freundlichen Knaben, der so sehr zu rechter Zeit ihm zu Hilfe gekommen war. Er erkundigte sich beim Kellner nach ihm — denn er hatte ihn ja um seinen Namen gefragt — und erfuhr, daß er ein in jeder Hinsicht braver Knabe und daß seine Mutter arm sei. „Du hättest ihm doch sollen ein paar Groschen anbieten,“ dachte er. „Er hätte sie gewiß brauchen können und hätte sie um dich wohl verdient. Wie wär's, wenn du sie ihm noch zukommen ließest?“ Der Gedanke beunruhigte ihn sehr. Er suchte ihn indes niederzukämpfen, und es gelang ihm. „Der

lange Aufenthalt im Gasthof, den mein Fall verursacht hat, kostet mich viel Geld," lautete sein Selbstgespräch; „viel mehr, als ich für den Aufenthalt in dem elenden A. bestimmt hatte. Ich kann nicht so viel entbehren für Extra-Ausgaben. Er hat ja auch nichts verlangt. Und ich würde ihm seine Freude, mir geholfen zu haben, vielleicht nur verderben. Seine gute Handlung verlöre ja ihren ganzen Wert, wenn ich sie ihm bezahlte. — Warum streuen aber auch die Bewohner von A. keinen Sand vor ihre Thüren, wenn Glatteis ist, wie wir's in Berlin thun müssen. Sie sollten mir Schmerzensgeld zahlen für diese ihre Nachlässigkeit. Davon könnte ich ihm etwas geben." So ungefähr dachte und sprach er, und es gelang ihm auch für diesmal, wie schon oft, über seine besseren Regungen Herr zu werden.

Er reiste ab, ohne daß er Gustav ein Wort des Dankes oder eine reelle Anerkennung hätte zukommen lassen. A., wo er nach seiner Meinung so viel Geld unnötig ausgegeben hatte, war und blieb ihm während der ganzen Reise und noch später eine unangenehme Erinnerung, der er sich möglichst zu entschlagen suchte. Aber sie kam immer wieder. Namentlich trat ihm öfter das Bild des freundlichen Knaben vors Gemüt, der sich seiner uneigennützig angenommen und sich um seinetwillen dem Spott der Kameraden ausgesetzt hatte. Daß er ihm nicht einmal gedankt, störte ihn doch ein wenig. „Was nicht ist," dachte er, „kann ja noch werden. Ich will's ihm gedenken, wenn ich einmal reich geworden. Jetzt kann ich nichts entbehren."

Nach Berlin zurückgekehrt, löste er sein Geschäft wirklich auf. Er mietete sich eine kleine, ziemlich ärmliche Wohnung und zog sich mit seiner Haushälterin dahin zurück.

Da setzte er seine bisherige Lebensweise fort, ja, er richtete sich womöglich noch sparsamer ein. „Denn," sagte er, „jetzt verdiene ich nichts mehr; ich muß mich einschränken, damit ich einen Sparpfennig auf meine alten Tage übrig behalte!"

Seine größte Freude war es nun, seine Zinsen im voraus zu berechnen und zugleich dem jedesmaligen Steigen und Fallen der Kurse von Staatspapieren und Aktien zu folgen. Da er gern noch thätig sein wollte, besuchte er fleißig die Börse und kaufte und verkaufte Papiere. Fast zu seiner Verwunderung gelangen ihm die meisten seiner Spekulationen, wo nicht alle. Die von ihm verkauften Papiere fielen, sobald sie aus seinen Händen waren; die gekauften stiegen, so daß er zu seiner Freude bemerkte, daß seine Reichtümer sich noch immer mehrten, trotzdem, daß er teilweise von seinen Zinsen leben mußte, weil er keine anderen Einnahmen mehr hatte. Aber, wie jener reiche Mann im Evangelio, der zu seiner Seele sprach: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Mut! — konnte er sich seines Reichtums nicht lange mehr freuen. Denn er begann zu kränkeln und wurde, da er die Ausgaben für einen Arzt scheute und verkehrte Mittel anwandte, endlich gar bettlägerig und hoffnungslos krank. Mehrere seiner Verwandten, die davon hörten, besuchten ihn und erboten sich, ihn zu pflegen; denn sie dachten an die reiche Erbschaft. Das merkte er und empfing sie sehr unfreundlich, so daß sie bald wieder wegblieben. Jetzt zum erstenmale fühlte er sein Alleinstehen; denn die ungebildete, nur zu sehr auf ihren eigenen Nutzen bedachte Haushälterin, die er gern weggeschickt hätte, wenn er

hätte hoffen können, eine bessere an ihre Stelle zu erhalten, konnte ihm die treue, aufopfernde Pflege einer Gattin oder Tochter nicht ersetzen; im Gegenteil bereitete sie ihm durch Vernachlässigung, wie durch ihre Habsucht manchen Ärger.

Oft gedachte er auf seinem einsamen Krankenlager des freundlichen, uneigennützigen Knaben in A. „Ich muß mein Testament machen und ihn darin bedenken," sprach er zu sich selbst; „sonst geht mein sauer erworbenes Vermögen auf meine unwürdigen Verwandten über, die doch nur lachende Erben sind." Er ließ durch seine Haushälterin einen Notar rufen. Sie vermutete, daß er sein Testament machen wolle, und hoffte, weil sie es wünschte, in demselben reichlich bedacht zu werden. Als der Notar kam, schickte Herr Hammer die Haushälterin in einen entfernten Stadtteil und schloß sich mit jenem ein. Die Haushälterin, die seine Geheimnisse gar zu gerne gewußt hätte, suchte, ehe sie ging, noch etwas durch Horchen zu erfahren, indem sie leise zurückkehrte und das Ohr ans Schlüsselloch legte. Ihr Herr, der so etwas vermutete, bat den Notar, ehe er ihm seine Wünsche mitteilte, so leise als möglich nachzusehen, ob jemand in der Nähe sei. Als dieser nun plötzlich die Zimmerthüre öffnete, welche nach innen aufging, wäre die korpulente Frau, die sich daran gelehnt hatte, fast ins Zimmer gefallen, hätte sie der Notar nicht in seinen Armen aufgefangen. Ihr Herr schalt sie tüchtig aus und bat den Notar, sie bis vors Haus zu begleiten und die Hausthüre hinter sich abzuschließen. Dann machte er sein Testament. — Wenige Tage darauf machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende.

Unterdes war die Zeit herangekommen, da Gustav Engelbrecht in A. die Schule verlassen sollte. Je näher der Tag kam, um so schwerer wurde dem Knaben der Gedanke, nun von seinen lieben Büchern für immer scheiden und zu einer Beschäftigung übergehen zu sollen, die seinen Wünschen so ganz entgegen war. Es kostete ihn manche heiße Thräne, doch war er verständig genug, einzusehen, daß ihm weiter nichts übrig bleibe, und sich in sein Schicksal zu ergeben. Ein Webermeister, derselbe, für den seine Mutter arbeitete, sein Pate, hatte ihm den Konfirmationsanzug machen lassen und war bereit, ihn unentgeltlich in die Lehre zu nehmen, was Mutter und Sohn mit dem größten Danke anerkannten. Denn erstere war nicht imstande, von ihrem Verdienste den Sohn neu zu kleiden, viel weniger Lehrgeld für ihn zu bezahlen.

Die Konfirmation war vorüber; in wenigen Tagen sollte Gustav in die Lehre treten. Da erschien eines Morgens ein Gerichtsbote in der ärmlichen Wohnung der Witwe, mit einer Vorladung vor das Stadtgericht. Sie und ihr Sohn sollten am nächsten Vormittag um zehn Uhr im Gerichtszimmer sich einfinden. Die Witwe erschrak nicht wenig: sie war noch nie vor Gericht erschienen, und war sich keiner Übertretung der Gesetze bewußt. Sollte ihr Gustav sich haben etwas zu schulden kommen lassen? Sie konnte es nicht glauben, denn er war ein braver, gehorsamer Sohn und hätte es ihr gewiß längst bekannt, wenn er sich vergangen hätte. Sie war bekümmert und fragte den Boten, ob er ihr nicht mitteilen könne, warum sie vor Gericht erscheinen solle. Dieser lächelte. „Das kann ich Ihnen nicht mitteilen, Frau Engelbrecht,“ antwortete er; „auch wenn

es mir erlaubt wäre, Amtsgeheimnisse auszuplaudern. Die Herren haben es nicht für gut befunden, mir zu sagen, um was es sich handelt. Ich hoffe, es wird nichts Schlimmes sein. Kommen Sie nur recht pünktlich; die Herren werden leicht ungeduldig, obgleich sie," fügte er halblaut hinzu, als scheue er sich, so etwas zu sagen, „selbst nicht immer die pünktlichsten sind." Diese Mahnung war bei Frau Engelbrecht nicht verloren.

Schon um neun Uhr stand sie im Vorzimmer des Gerichtssaales, in ihrem besten Anzug, mit hochklopfendem Herzen; der Sohn war in seinen Konfirmationskleidern. — Sie mußten lange warten; erst um halb elf Uhr wurden sie hineingerufen. Die Witwe trat schüchtern ein, am ganzen Leibe zitternd, vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen sollten. Der vorsitzende Richter bemerkte ihre große Angst und lächelte. „Fassen Sie sich, Frau Engelbrecht," sprach er freundlich; „es ist nichts Schlimmes, was wir Ihnen mitzuteilen haben. Im Gegenteil glaube ich, es wird Ihnen Freude machen. Haben Sie den Fabrikanten Hammer in Berlin gekannt?" „Ich habe seinen Namen nie gehört, noch weniger kenne ich ihn von Person." „Sonderbar! Aber er muß Sie gekannt haben, oder wenigstens Ihren Sohn; denn ihn geht die Mitteilung eigentlich an. Doch ich will Sie nicht länger in Spannung erhalten. Herr Aktuar, lesen Sie einmal das Schreiben des Stadtgerichts in Berlin." Dieses Schreiben war an das Stadtgericht in A. gerichtet und enthielt folgende Mitteilung: Der kürzlich verstorbene Fabrikant Hammer daselbst habe kurz vor seinem Ende den Sohn der Witwe Engelbrecht in A., Gustav Engelbrecht, zu seinem Universalerben

eingesetzt. Das Stadtgericht habe diesen seinen letzten Willen geprüft und als gültig anerkannt, trotz der erhobenen Einsprache einiger entfernten Verwandten des Verstorbenen. Eine Abschrift des Testaments sei beigefügt. Das Stadtgericht in A. wäre ersucht, dasselbe der Witwe Engelbrecht, als natürlicher Vormünderin ihres Sohnes, Gustav Engelbrecht, in Gegenwart des letzteren, wenn derselbe bereits konfirmiert sei, zu publicieren und darüber, daß solches geschehen, ein Protokoll aufzunehmen und zu den Akten einzusenden.

Die Witwe und ihr Sohn waren höchlich erstaunt, als sie diese Mitteilung vernahmen. Sie wurden es aber noch mehr, als ihnen nun das Testament selbst vorgelesen ward. Nach dem gewöhnlichen Eingang hieß es darin:

„Zu meinem alleinigen Universalerben ernenne ich hiermit den Knaben Gustav Engelbrecht zu A. in Thüringen. Er hat mir einst einen völlig uneigennützigen Liebesdienst erwiesen, den einzigen, der mir je in meinem Leben zuteil geworden ist. Dafür möchte ich mich ihm gerne dankbar erweisen, um so mehr, als ich ihm damals nicht einmal einen Dank dafür ausgesprochen habe, was mir noch leid thut, und er, wie ich auf eingezogene Erkundigung erfahren habe, ein durchaus braver und wohlerzogener Knabe ist, von dem ich hoffen darf, daß er mein Andenken in Ehren halten und das ihm zugewandte Vermögen weise und gut verwenden werde. Hätte er damals, als er mich zum Gasthof begleitete, auf eine Belohnung gewartet, oder mir zu verstehen gegeben, daß er eine solche wünsche, so würde er nie wieder von mir gehört haben.

Meine Verwandten haben durchaus keinen Anspruch

auf mein Vermögen, zu dessen Erwerbung sie nichts beigetragen haben. Ihnen hinterlasse ich nichts, umsoweniger, als sie mir durch grobe Schmeichelei und durch Erbschleicherei lästig gefallen sind und meiner nach aller Wahrscheinlichkeit noch im Grabe spotten würden, wenn ich so thöricht wäre, ihnen etwas zu vermachen. Ich ersuche das Gericht, sie mit ihren Ansprüchen, die sie ohne Zweifel erheben werden, abzuweisen und meinen Universalerben gegen ihre Schikanen zu schützen. Letzterem aber verbiete ich, bei Verlust der Erbschaft, — welche in diesem Falle an den Staat fallen soll — ihnen auch nur das Geringste aus meinem Nachlasse abzutreten.

Dagegen weise ich denselben an, dem Webermeister N. in Berlin, der zwar auch mein Verwandter ist, mich aber nie mit Bitten um Unterstützung behelligt hat, die Summe von 200 Thalern als ein Legat auszuzahlen. Auch erlaube ich ihm, wenn er sich dazu angeregt fühlen sollte, dem armen Manne, welcher eine zahlreiche Familie zu ernähren habe, von Zeit zu Zeit eine kleine Beihilfe zur Erziehung seiner Kinder zu gewähren. Sie darf aber in keinem Falle je die Summe von 100 Thalern jährlich übersteigen, wenn sein gutes Herz ihn wirklich zu einer so außerordentlichen Freigebigkeit verleiten sollte, und muß aufhören, wenn das jüngste Kind das 21. Jahr erreicht hat.

Item. Meiner Haushälterin N. möge er die Summe von 100 Thalern auszahlen, ein für allemal und durchaus nicht mehr, wie sehr sie auch darum bitte. Sie hat auch das nicht um mich verdient, denn sie hat ihren Vorteil gesucht und mich hintergangen, wo sie wußte und konnte; indeß will ich damit ihre Pflege in meiner Krankheit, die freilich

besser hätte sein können und sollen, anerkannt haben. Hätte sie nicht soeben, wie ich mein Testament machte, versucht, an der Thür zu horchen, so würde ich ihr 100 Thaler mehr vermacht haben, wie ich mir zuerst vorgenommen hatte. Ich bitte, ihr das ausdrücklich zu sagen.

Meinen ganzen, nach Abzug obiger Legate und der Kosten meines Begräbnisses noch übrigen Nachlaß, es bestehe solcher, worin es sei, in Geld und Geldeswert, Kapitalien, Staatspapieren, baarem Geld und ausstehenden Schulden, in Hausrat, Kleidern und was immer, vermache ich ganz und ungeteilt, zu völlig freier Disposition meinem oben genannten Universalerben, Gustav Engelbrecht, mit dem einzigen Vorbehalt, daß er und seine Vormünderin vor Gericht geloben, die obigen Bedingungen genau einzuhalten."

Es folgten nun noch einige Anordnungen wegen seines Begräbnisses, welches möglichst einfach sein sollte, und dann der Schluß.

Als nun die Witwe vernahm, daß das Vermögen in Obligationen und Wertpapieren allein die Summe von 50,000 Thalern weit übersteige, da war sie fast sprachlos vor Erstaunen und konnte sich lange nicht fassen. Gustav aber konnte sich nicht enthalten, vor dem versammelten Gericht in die Worte auszubrechen: „Gott sei Lob und Dank, nun kann ich studieren!" „Ja, das kannst du, mein Sohn," sagte freundlich lächelnd der vorsitzende Richter, „wenn du und deine Mutter, als deine Vormünderin, versprechen wollt, alle Bedingungen des Testaments genau zu erfüllen." Beide versprachen es mit Handschlag und wurden dann, nachdem sie noch das Protokoll unterschrieben und eine Ab-

schrift des Testamentes in Empfang genommen hatten, mit der Weisung entlassen, alles Weitere von einem geschickten Advokaten besorgen zu lassen. Als solcher wurde ihnen ein als durchaus ehrenwert und redlich bekannter Rechtsgelehrter in A. genannt und vorgeschlagen.

Nachdem sie in ihr Häuschen zurückgekommen waren, fielen sie zuerst miteinander auf die Kniee und dankten dem Herrn, daß er für sie über Bitten und Erwarten gesorgt und ihnen die Mittel zugewiesen habe, Gustavs Wunsch, dereinst ein Diener seines Wortes zu werden, doch noch in Ausführung bringen zu können. Dann baten sie ihn aber auch, daß ihnen der Reichtum nicht zu einem Fallstrick werden möge; er wolle sie im Überfluß wie zur Zeit des Mangels bei sich erhalten und es ihnen schenken, daß sie das Vermögen nur nach seinem Wohlgefallen anwenden und davon auch den Armen und Dürftigen wohlzuthun versuchten.

Darauf gingen sie zu Gustavs Paten, dem freundlichen Webermeister, um ihn von der Veränderung ihrer Umstände in Kenntnis zu setzen und ihn zu bitten, daß er Gustav seines Versprechens entbinde, bei ihm in die Lehre zu treten. Er freute sich herzlich seines Glückes und gab gern seine Einwilligung zur Auflösung des bereits abgeschlossenen Lehrkontrakts.

Der Rechtsgelehrte, den sie nun aufsuchten, ging, nachdem er die Abschrift des Testamentes gelesen, gern auf ihre Bitte ein und versprach, ihnen nicht nur zur Erlangung ihres Vermögens behilflich zu sein, sondern sie auch sonst mit Rat und That zu unterstützen. Er erklärte sich bereit, selbst nach Berlin zu reisen und dort die Sache in Ordnung zu

bringen. Die Witwe bat ihn, dies zu thun und sich zugleich genau nach der armen, ihrer Unterstützung empfohlenen Weberfamilie zu erkundigen, wozu die Auszahlung des Legats von 200 Thalern die beste Gelegenheit geben werde. Sollte, wie sie es sicher hoffe, die Familie sich dessen würdig erweisen, so möge er ihr gleich 25 Thaler für das laufende Quartal einhändigen und ihr zugleich die Zusicherung der gleichen Unterstützung für jedes Vierteljahr geben, auf so lange, bis das jüngste Kind das 21. Lebensjahr erreicht haben werde.

Auf die dringende Bitte der Frau Engelbrecht willigte der Rechtsgelehrte ein, die Mitvormundschaft für Gustav zu übernehmen — wozu später das Gericht gern seine Zustimmung gab — und für seine weitere wissenschaftliche Erziehung und Ausbildung Sorge zu tragen. Er schlug ein Gymnasium in einer nicht fernen Stadt vor, das in einem guten Rufe stand und dessen Rektor er als einen frommen und tüchtigen Mann kannte. Die Mutter machte die Einwendung, daß sie in diesem Falle sich von ihrem Sohne trennen müsse, was sie nicht werde übers Herz bringen können. Der Rechtsgelehrte lächelte. „Liebe Frau Engelbrecht," sagte er, „das haben Sie gar nicht nötig. Ihre Mittel reichen vollkommen und überflüssig aus, ein hübsches Quartier für sich und Ihren Sohn in der Stadt zu mieten und ihn ferner, wie bisher, in Ihrer Aufsicht und Pflege zu behalten. Wenn es Ihnen genehm ist, will ich nach meiner Rückkunft von Berlin selbst mit Ihnen hinreisen und alles Nötige für Sie besorgen. Einstweilen statten Sie Ihren Sohn aus, wie es sich für ihn schickt, als Schüler eines Gymnasiums. Schaffen Sie ihm die nötigen Kleider und

Bücher an, wobei Sie nicht zu ängstlich die Kosten in Anschlag bringen dürfen. Seine bisherigen Lehrer werden ihm gern die Bücher nennen, die er braucht, und sie für ihn besorgen. Da Sie aber jetzt kein Geld in Händen haben werden, so will ich Ihnen einstweilen hundert Thaler vorschießen, die fürs erste ausreichen werden. Sie können sie mir zurückzahlen, wenn ich Ihnen den Nachlaß in Dokumenten und baar aushändigen werde.“ — Die Witwe dankte ihm und nahm sein Anerbieten gern an. Auch vergaß sie nicht, daheim dem Herrn dafür zu danken, daß er ihr einen solchen Mann als Berater zugeführt habe.

Herr R., der Rechtsgelehrte, hielt, was er versprochen. In Berlin hatte er einen Prozeß zu führen, der ihn einige Zeit dort zurückhielt. Die Verwandten von Fabrikant Hammer hatten sich bei der Entscheidung des Stadtgerichts nicht beruhigt, sondern waren an eine höhere Instanz gegangen und hatten da nochmals versucht, das Testament umzustoßen. Sie wurden aber schließlich mit ihrer Klage abgewiesen, und so der Prozeß zu Gunsten Gustav Engelbrechts entschieden.

Die Haushälterin war sehr erzürnt über die tadelnden Bemerkungen im Testament und schlug in ihrer Entrüstung das Legat aus. Sie soll es später bitter bereut haben.

Herr R. suchte die arme Weberfamilie, die im Testamente bedacht war, selbst auf, um ihr das Legat auszuzahlen und sie dabei kennen zu lernen. Er fand in ihr eine zwar recht arme, aber ihrer Gesinnung nach höchst achtbare Familie, die sich für das Legat und die ihr zugedachte und nun auch zugesicherte jährliche Unterstützung von hundert Thalern sehr dankbar und hocherfreut aussprach.

Nach A. zurückgekehrt, begleitete Herr R. Frau Engelbrecht und ihren Sohn nach G., mietete dort für sie eine hübsche, zweckmäßige Wohnung und brachte Gustav auf das Gymnasium. Er gewann diesen lieb und gab ihm und seiner Mutter manchen guten Rat, welchen sie treulich befolgten. Auch nahm er sich der Verwaltung des ansehnlichen Vermögens mit Treue und Uneigennützigkeit an.

Frau Engelbrecht und ihr Sohn fühlten beide sich recht glücklich. Erstere lebte auch in den neuen Verhältnissen, im Überflusse des Reichtums, so einfach, wie es einer schlichten Bürgersfrau geziemte; nur daß sie ihrem Hange zum stillen Wohlthun keine allzu ängstlichen Grenzen setzte. Gustav war ganz in seinem Elemente und sehr fleißig. Er genoß die Achtung seiner Lehrer und Mitschüler. Mehrere der ärmsten unter den letzteren speisten täglich mit ihm. Die Mutter bereitete die Speisen selbst und führte bei Tische den Vorsitz.

Als Gustav, mit den besten Zeugnissen entlassen, die Universität bezog, begleitete ihn die Mutter ebenfalls dahin.

Nach Vollendung seiner Studien hatte er zuerst mit seiner Mutter eine Reise nach Süddeutschland und der Schweiz unternommen, war dann drei Jahre Lehrer an einer öffentlichen Schule in G. und predigte fleißig. Da erhielt er den Antrag, in seiner Vaterstadt A. eine Probepredigt zu halten. Er folgte dem Ruf und wurde zum zweiten Prediger an derselben Kirche erwählt, in welcher er einst konfirmiert war.

Ehe er sein Amt antrat, erbat er sich und erhielt die Erlaubnis, eine Reise nach Berlin zu machen. Seine Mutter begleitete ihn abermals. — In Berlin besuchte er das

Grab seines Wohltäters, welches er fortwährend hatte in Stand halten lassen, und ließ ihm nun ein einfaches Denkmal setzen. Der Hauptzweck seiner Reise aber war ein Besuch bei jener einst armen Weberfamilie, die er bis zum Anfang des vorigen Jahres regelmäßig unterstützt hatte. Das letzte der zahlreichen Kinder war nun herangewachsen: darum hatte die Unterstützung nach der Vorschrift des Testaments aufhören müssen. Der Vater der Familie war vor einigen Jahren gestorben und hatte die Seinigen, dank jener Unterstützung, in ziemlich leidlichen Umständen zurückgelassen. Statt seiner hatte im Auftrag der Mutter die jüngste Tochter Louise die Correspondenz mit Gustavs Mutter übernommen und fortgeführt. Sie war eine kindlich fromme Seele, dabei geistreich und gebildet, denn der Vater hatte ihr eine gute Erziehung geben lassen. Gustav, der ihre Briefe an die Mutter gelesen, hatte sie lieb gewonnen, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte. Als er sie nun persönlich kennen lernte, gewann er sie noch lieber und ließ ihr durch seine Mutter den Antrag machen, seine Lebensgefährtin zu werden. Sie nahm den Antrag freudig an, und er hat nie Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er sie zur Gattin erwählt hatte.

Geachtet und geliebt von jedermann, lebte und wirkte er lange in seiner Vaterstadt. Soviel ich weiß, steht er als Consistorialrat noch heute in gesegneter Wirksamkeit. Seine Mutter aber ist längst im Herrn entschlafen; ihr Segen ruht auf ihren Kindern und Enkeln.

Ganz zufrieden!

Ein reicher Graf war kränklich und konnte sich seines Lebens durchaus nicht freuen; immer fehlte ihm etwas. Da sagte ihm sein Arzt: „Herr Graf, wenn Ihr zufrieden wäret, so käme alles gut."

„Zufrieden?" sprach der Graf. „Ja, das ist leicht gesagt; ich hab's schon lange probiert; aber ich kann's gar nicht werden."

„Das ist schlimm," erwiderte der Arzt; „da kann ich Euch nicht helfen. Dafür ist kein Kräutlein gewachsen."

Bald darauf vernahm der Graf von einem Einsiedler, der mehr könne, als andere Menschenkinder. Er sucht ihn in seiner Klause auf. „Ratet mir, ehrwürdiger Vater, was ich thun soll. — Ich möchte gerne gesund werden, und der Arzt sagt mir, daß ich's nur werden kann, wenn ich Zufriedenheit gewinne. Wo finde ich die? Wo kaufe ich die?"

Der Einsiedler sieht den armen Grafen an. „Zufrieden könnt Ihr werden," sagt er ihm, „wenn Ihr das Hemd eines ganz zufriedenen Menschen erwerben und anziehen könnt."

Da geht der Graf zu seinen Unterthanen, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, um einen zufriedenen Menschen unter ihnen zu finden. Er fragt da, er fragt dort; aber überall fehlt immer etwas zum Glück: ganz zufrieden findet er keinen in seiner ganzen Grafschaft.

Traurig schlägt er den Rückweg ein. „So muß ich denn krank sein und bleiben,“ spricht er; „wenn's keinen Zufriedenen giebt, so giebt es auch kein Hemd eines solchen.“

Endlich trifft er ein armes Weib, welches ihm sagt, der Kohlenbrenner droben im Bergwald, das sei ein ganz glücklicher, völlig zufriedener Mann.

Er findet ihn. Du bist also ganz zufrieden mit deinem Schicksal?“ fragt er ihn ungläubig. — „Ja, Herr, ganz zufrieden.“ — „Aber du bist ja so schwarz und arm. Du wirst doch einen Wunsch haben, den ich dir noch erfüllen könnte.“ — „O nein, Herr, ich habe genug,“ sagt er. „Der Wald giebt mir Holz, die Quelle Wasser, und die Sträucher Beeren; — und über mir läßt Gott seine Sonne scheinen und sendet mir wieder die Kühle der Nacht, den milden Regen; wie sollte ich nicht zufrieden sein?“

Lange versuchte der Graf, ob denn auch die Zufriedenheit bis auf den Grund gehe; aber er fand nichts als Zufriedenheit, er mochte bohren, wie er wollte.

„Lieber Köhler,“ sagte er zuletzt, „endlich also habe ich den Mann gefunden, der mich gesund machen kann. Verkaufe mir dein Hemd! Gerne bezahle ich's dir mit Gold und Silber.“

„Mein Hemd?“ sagte lächelnd der Köhler und öffnete sein schwarzes Wamms — und drunter kam kein Hemd zum Vorschein, sondern seine dunkle Haut.

„Kein Hemd — und doch glücklich, doch zufrieden!“ — Beschämt sagt es der reiche, unzufriedene Graf. Er blickt hinauf zum Himmel, von dem er so vieles erhalten, und war doch nie zufrieden gewesen — und blickt hinüber zum

Köhler, der so vieles entbehrte, und doch so glücklich war. Von dem an wurde der Graf zufrieden und glücklich und bald auch gesund, denn nur die Unzufriedenheit hatte seine Gesundheit geschädigt.

Wie sollte der nicht ganz glücklich, ganz zufrieden sein, welcher bedenkt, was er vom Herrn empfangen hat und täglich empfängt? Gesund dem Geiste nach wird aber nur, wer ganz zufrieden wird, ganz zufrieden, und hätte er auch kein Hemd mehr.

Was macht mich unzufrieden? Ist's denn der Mühe wert? Hätte ich nicht vielmehr Grund zufrieden zu sein, und zwar ganz zufrieden ewiglich?

Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder dürfen heißen. Wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir sein werden; wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir Ihm gleich sein werden; denn wir werden Ihn sehen, wie Er ist.

Und du, Unzufriedener, hast du's gerne, wenn man mit dir nie zufrieden ist? Wie wird aber ein in Gott zufriedenes Herz das Auge des Vaters im Himmel erfreuen!



